

Was der Krieg bringt.

Arbeiterfragen und Zivildienst.

In der Sitzung des Hilfsdienstauschusses vom Freitag berichtete Generalleutnant Gröner über die bisherige Wirksamkeit des Zivildienstgesetzes. Die Voraussetzungen haben sich etwas verschoben, denn die erhoffte Steigerung der Produktion litt unter den Verkehrserschwerungen. Die Kriegsinflation bedarf überdies der großen Arbeitermassen doch nicht, sie hat im Gegenteil genügend Arbeitskräfte, wozu auch noch die große Reserve an weiblichen Arbeitskräften kommt. Anders steht es mit der Landwirtschaft; sie hat eine gewisse Abneigung gegen Hilfsdienstpflichtige aus der Stadt. Sie verspricht sich auch nicht viel von der Heranziehung der älteren Schüler. Die Diensthilfen der Stadt sollen nach Möglichkeit bezogen werden, wieder aufs Land zurückzuführen; doch ist nicht beabsichtigt, einen Zwang anzuwenden. Der Landflucht sei ein Riegel vorgeschoben worden durch einen Aufruf, der dazu ermahnt, auf dem Lande zu bleiben. Insbesondere hat die Heeresverwaltung mit der Einstellung von Hilfsdienstpflichtigen in ihre Betriebe gute Resultate erzielt, besonders hat das zutage bei der Verwendung von Hilfsdienstpflichtigen in den besetzten Gebieten. Mit dem Verpflanzen der Arbeiter soll sehr vorsichtig verfahren werden, denn auch die Regierung hat nicht den Wunsch, daß Familien auseinander gerissen werden. Die Verbringung von Arbeit zu den Arbeitslosen hängt auf erhebliche Schwierigkeiten. Mißgriffe bei der Anwendung des Gesetzes sollen nach Möglichkeit verhindert werden, ganz vermeiden kann man sie nicht.

Hg. Gröner (Str.) fordert Maßnahmen gegen Unternehmern, die andern Unternehmern durch Lohntrieberei die Arbeiter abspenstig machen.

Hg. Bauer (Soz.) gibt zu, daß einzelne Unternehmer Arbeiter abspenstig machen. Die Gewerkschaften verurteilen das; aber man darf nicht das Kind mit dem Bad ausschütten. Die Reklamierten stehen den Hilfsdienstpflichtigen auf alle Fälle gleich. Erstaunlich ist, daß Generalleutnant Gröner durch einen Erlaß das befehligt hat. Nach diesem Erlaß sollen die Reklamierten die Arbeit auf Werften und in Eisenbahnbetrieben nicht mehr verlassen dürfen. Gerade in diesen Betrieben aber werden oft sehr schlechte Löhne gezahlt. Auf das Gesetz der Unternehmern braucht nicht so viel Rücksicht genommen zu werden. Soldaten dürfen nicht zwingensweise in solche Stellung gezwungen werden, die sie als freier Arbeiter niemals annehmen würden. Man zieht heute Tausende Wehrpflichtiger ein und überweist sie sofort in staatlichen Betrieben. Redner illustriert das an einer ganzen Reihe von überaus trappen Beispielen. Man darf die Leute nicht zwingen, zu Hungerlöhnen in den Eisenbahnbetrieben zu arbeiten. Redner fragt dann, wann endlich die Wahlordnungen für die Arbeiterausschüsse erlassen werden. Seit zwei Monaten ist das Gesetz in Kraft und die Arbeiterausschüsse sind noch nicht geschaffen.

Generalleutnant Gröner verspricht Abhilfe. Die Eingehung von Wehrpflichtigen lediglich zur Beschäftigung bei Eisenbahnen ist nicht zulässig, wenn es sich nicht um einen momentanen Notstand handelt. In Preußen sollen die Staatsbetriebe nicht militarisiert werden. Der Reklamierter genießt den vollen Schutz des Hilfsdienstgesetzes; er muß aber zunächst an der Stelle bleiben, für die er benannt ist. Dagegen steht einem Austausch dieser Arbeitskräfte nichts im Wege.

Unterstaatssekretär Richter erklärt, daß die Wahlordnung für die Arbeiterausschüsse am 22. Januar an die Bundesregierungen erlassen worden sei.

Hg. Ebert (Soz.) brachte zur Sprache, daß in der Arbeitervereinstätte in Spandau bestimmt worden ist, daß an der

Wahl zu den Ausschüssen nur Arbeiter teilnehmen dürfen, die mindestens 5 Jahre im Betriebe beschäftigt sind. Diese Angabe wird von einem Vertreter des Kriegsamts dahin richtiggestellt, daß an der Wahl jeder Beschäftigte teilnehmen darf, daß aber nur gewählt werden darf, wer fünf Jahre im Betrieb ist. — Hg. Bauer wies daraufhin zahlenmäßig nach, daß von etwa 70 000 Beschäftigten nur ungefähr 150 in den Arbeiterausschüssen wählbar sind, ein Zustand, der völlig unhaltbar ist. — Von verschiedenen Seiten wurde betont, daß die Militärverwaltung eigentlich mit gutem Beispiel vorangehen und allenthalben neue Arbeiterausschüsse auf Grund des Hilfsdienstgesetzes wählen lassen solle. — Dr. Cohn hob besonders hervor, daß nur die Ausschüsse weiterbestehen dürfen, die auf Grund der Gewerbeordnung gewählt sind. Bei den Betrieben der Militärverwaltung trifft das nicht zu, weshalb dort ganz generell neue Ausschüsse errichtet werden müssen.

Mit Mehrheit formulierte der Ausschuss seine Wünsche dahin: Der Ausschuss ist der Meinung, daß für die militärischen Betriebe Ausschüsse auf Grund des Hilfsdienstgesetzes zu errichten sind.

Hg. Ebert wandte sich dann den Beschwerden zu, die fast in jeder Sitzung neuerdings vorgebracht werden müssen. Das müsse zu der Auffassung führen, daß die bei der Beratung des Gesetzes gemachten Zusicherungen nicht eingehalten werden. Der Erlaß des Generals Gröner über die Behandlung der Reklamierten steht im Widerspruch mit seinen Zusicherungen im Reichstag. Der Erlaß entzieht den Reklamierten das Recht nach § 3 des Hilfsdienstgesetzes; er bedeutet geradezu eine Umgehung des Gesetzes. Daß die Reklamierten gern in ihre Heimat wollen, ist begreiflich; jetzt liegt es aber so, daß die Reklamierten auf Werften, Eisenbahnen usw. sich den Bedingungen der Unternehmer einfach fügen müssen. Für die Fürsorge der durch Stilllegung von Betrieben arbeitslos gewordenen Arbeiter und Arbeiterinnen muß das Kriegsamt bestimmte Grundätze aufstellen. Bei Ueberweisung von Arbeiterinnen an die Landwirtschaft muß auch für entsprechende Umerkunft und Verpflegung gesorgt werden. Die Vergütung der eingesetzten Leute, die der Post und den Eisenbahnen überwiesen werden, ist zu gering, insbesondere, nachdem in diesen Fällen die Familienunterstützung in Wegfall kommt. Die Militärverwaltung legt der Abhaltung solcher Versammlungen Schwierigkeiten in den Weg, die sich mit dem Hilfsdienstgesetz befassen sollen.

General Gröner sagt zu, daß die Wünsche des Abgeordneten Ebert soweit als möglich erfüllt werden sollen. Der Erlaß über die Reklamierten steht nicht im Widerspruch mit den Erklärungen im Reichstag; wer zu einer bestimmten Arbeit beurlaubt wird, muß auch an dieser Stelle bleiben.

In der weiteren Diskussion kritisierte Hg. Dr. Cohn die ungewöhnliche Verteilung der Reklamierten. In den Internierlagern seien Tausende von Leuten, die man sehr gut im Hilfsdienst beschäftigen könnte. — Ein polnischer Vertreter bespricht die ständige Auswertung der polnischen Arbeiter. — Hg. Bauer hält daran fest, daß der Reklamierten-Erlaß mit dem Gesetz nicht in Einklang gebracht werden kann. Tatsächlich werden die Reklamierten redivivus gemacht. — Generalleutnant Gröner sichert zu, daß er entgegenwolle, wenn sich Härten einstellen; dagegen müsse er daran festhalten, daß die Schlagfertigkeit nicht rot leiden dürfe.

Die nächste Sitzung findet am 20. Februar statt. —

* * *

Zwei Rubens.

Die in Antwerpen erscheinenden „Maanliche Nieuws“ enthalten folgendes, ebenso geistreiches wie ergötzliches Geschichtchen mit:

Ein Beamter, der nach Butter, Kartoffeln und andern Waren forschte, die nicht in die Stadt eingeführt werden dürfen, kommt bei einer Revision in einen Straßenbahnwagen. Er wirft seinen forscherblick auf den üppigen Busen einer Rubensschen Frau. „Um! Was ist das? Sie versuchen zu erröten. Es nützt nichts! Unbequeme Anfrage. Es kommen zwei Kilogramm in Butter hervor, ein Kilogramm rechts und ein Kilogramm links!“

Die Mitfahrender sind mit der Untersuchung zufrieden und sind empört!

Und die dort drüben? Sie zeigen auf eine andre, noch üppiger ausgestattete Frau. Diese wird feuerrot, nicht vor Scham, sondern vor Entrüstung. Nun gut, wenn ihr etwas denkt —! Und mit gewaltigem Stuck reißt sie die Kade auf — diesmal war es ein echter Rubens. —

Verheißung.

In dem kleinen Refonvalejzentenheim sitzen die Kranken Soldaten und heilen sich, so gut es noch geht, die zerichmetterten, durchschossenen Knochen. Da wirft es eine Frau mit jammervollem Schreden durch die Tür:

„Leute, bitt Euch, helft's, dort brennt's, zwei Kinder sind drinnen!“

Und dreißig Soldaten springen auf, vergessen ihre Wunden, den Schmerz in den Gelenken und eilen, wie sie sind, der Frau in den kalten Wintertag nach.

In der einsamen Bergstraße schlagen Rauch und Flammen im geringen Fneinander aus den zwei winzigen Stuben der Hausmutterwohnung einer sonst unbewohnten Villa. Aus der Blutwolke des Kucheneingangs stürzt ein junges Weib. Sie preßt einen halbberlohten Knabenkörper an die Brust und kniut auf der Straße in den zuckenden Schnee ein. Einen grenzenlosen Jammer hört sie aus ihrer Brust den Soldaten entgegen:

„Mei Hansl, mei Hansl, gelt, Du bist net tot? Dei Mami is bei Dir. O Du armer, armer Bua! Meine Kinder, meine armen, meine schönen Kinder! Ins Bedienen hab i müß'n gehn und derweil kan meine zwei Bua'n verbrennt...“

Die Soldaten stürzen ohne Besinnen in die feuerhellen Wohnkammern der armen Frau, die über den Leichen ihrer Kinder die Welt verflucht.

Ein juckfranker Korporal kommmandiert und bringt mit einem nassen Besen vor dem Gesicht seinen Leuten nach. Alles Krüppelheim ist vergessen. Verrenkte Hände, ausgelebene Schenkel, kleine Füße kämpfen mit dem verblühigen Element um die Hade der unglücklichen Mutter.

Und als es nichts mehr zu retten und zu löschen gibt, gehen sie heim in ihr Mannschafszimmer und tragen aus ihren kleinen Köpferchen die Kreuzer zusammen. Keiner will fehlen, auch die Wecklägerin wollen dabei sein. Ein froatlicher Anwalt hat meint, weil er nur vier Heller hat, und ist glücklich, als ihm ein Kamerad zehn Heller für die Sammlung leiht. So kommen dreißigdreißig Kronen zusammen, die der Chargenerzie, ein Zugführer, der trostlosen Weiberfrauen überbringt.

Ist diese Lat armer, kranker Soldaten nicht eine Verheißung des Guten mitten in dem gemeinhellen Hass des Weltkrieges? Alfons Regold.

Eine Handvoll Erde.

Roman von Klara Wiebig.

(12. Fortsetzung.)

Rachdruck verboten

Viertes Kapitel.

Doktor Girjekorn erwartete den Besuch seines Sohnes. Der Regierungsrat kam zum erstenmal mit Frau und Kindern; der Kleinen wegen, die früh wieder nach Hause mußten, schon zu Tisch. Fünf Personen, denn die englische Bombe mußte doch auch mitkommen, und zu Mittag, das brachte Aufregung ins Haus.

Fräulein Zimmer flatterte in einem hellen Sommerkleid mit hochgeröteten Wangen schon vom frühen Morgen an aufgeregter hin und her. Daß auch die Mädchen an gar nichts dachten! Seit die vergangenen Sonntag mit dem jungen Menschen von nebenan, dem Albert von Hippelts, aus gewesen waren, hatten sie noch die letzten paar armseiligen Gedanken verloren. Natürlich beim Tanz. Klennische, Stolpe, Birkenwerder, Schützenhaus, Schönfuß Waldschützen — man sollte es nicht für möglich halten, die ganze Gegend war schon verheut mit Lanzkololen. Sonst trauten die Mädchen sich abends nicht mehr bis an die Gartenpforte, aber da ließen sie mitten in der Nacht durch den dichten Forst!

Fräulein Zimmer war sehr ärgerlich; sie hatte Grund, über ihre Mädchen zu klagen. Selbst die Eindringlinge, in deren Bergnis als besonderes Lob stand: „Sehr häuslich und solide“, war hier wie losgelassen. Von der siebzehnjährigen Grete, der die Augen im Kopfe glitzerten, hätte man's schon eher annehmen können — „Soite doch, Fräulein, man will einmal die Woche doch was andres sehen, als man bloß immer die ollen Kiefern!“ — aber daß diese einäugige alte Person sich mit dem jungen Menschen von nebenan so einlassen würde! Schon wieder stand sie am Küchenfenster und schielte hinüber in den Garten, wo der Burtsche mit der Gießkanne den Rasen sprengte. Einen Schreck hatten Hippelts nicht, dazu waren sie zu geizig.

„Hst, Sie, Albert!“ Die Köchin winkte ihm mit einem kalten Kotelett.

„Aber Jda!“ Die Zimmer rief es sehr scharf. Und

doch mußte auch sie den Albert herantufen. Der Tisch unten im Esszimmer, an dem sie und Herr Doktor sich gegenüber zu sitzen pflegten, genügte nicht für die vielen Menschen, eine Platte mußte eingelegt werden. Der Tisch war verquollen, vergebens strengten sich die drei Frauen an; Albert schaffte es mit einem Kuck.

Fräulein Zimmer sah erst heute, daß er ein hübscher Mensch war. Und, merkwürdig, sah er nicht trotzdem dem alten Hippelts ein wenig ähnlich? Dieselben verärgerten blickenden Augen. Worin sonst die Ähnlichkeit bestand, konnte man eigentlich nicht sagen, der junge Mensch hatte auch eine so viel größere Gestalt. Schade, daß ihm gerade vorn ein Zahn fehlte! Das fiel ordentlich auf. Sollte es wirklich wahr sein, was die Mädchen neulich hatten murmeln hören: der Diener wäre ein leibhaftiger Sohn vom reichen Hippelts?

Der Burtsche stand noch da und ließ seine Augen im Zimmer umherstreichen. Da drückte ihm das Fräulein ein Trinkgeld in die Hand. „Sind Sie nicht eigentlich verwandt mit unserm Nachbar, dem Herrn Hippelts?“

Der junge Mensch lachte laut auf. Aber dann, sich zusammennehmend, verbeugte er sich: „Danke bestens. Nein, war ich's man! Ich puße nur dem Alten die Stiefeln und fesse seinen Dreck aus. Meine Mutter war 'n arme Waisfrau und mein Vater —!“ Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Leben Ihre Eltern denn nicht mehr?“

„Warum meinen Fräulein das? Weil ich hier beim alten Hippelts konditioniere?“ Na, er suchte die Achseln, „man muß doch verdienen. Viel is 's ja nich, aber man hofft doch, er wird zulegen. Er muß zulegen. Und denn, Fräulein —“ er sah einen auffunkelnden Blick durchs offene Fenster hinaus — „ich bin sehr für die Freiheit. Wenn Fräulein wieder mal was zu helfen haben,“ schloß er unvermittelt an, „ich helfe sehr gerne. Nur daß es der Alte nich merkt, der denkt sonst schon gleich, man stiehlt ihm was von seiner Zeit!“

Da konnte der Herr Hippelts ruhig sein, sie würde seinen Diener nicht weiter in Anspruch nehmen. Fräulein Zimmer beschloß, den jungen Menschen nicht zu oft heranzuziehen; obgleich er ihr ganz auf gefiel, war doch etwas an ihm, was

ihr wiederum nicht gefiel. Und daß ein so gewandter Mensch es aussieht bei dem alten Geiztragen! —

— — Müntlich um zwölf war der Regierungsrat mit seiner Familie erschienen. Schon von weitem hörte man die Stimmen der Kinder; der Großvater war zur Bahn gegangen, um sie abzuholen, sie hüpfen an seiner Hand. Aber der Schwiegertochter war es sehr heiß; in der Bahn war es auch so unerträglich warm gewesen, diese ewige Fahrt! Sie war milde geworden. Ihr Mann reichte ihr den Arm: nein, leider, hier gab es keine Elektrische, kein Auto, nicht einmal eine Droschke.

Der Regierungsrat empfand auch die drückende Wärme der Mittagsunde. Zwischen den Kiefern kostete die Luft; aber er mühte sich, es den Vater nicht fühlen zu lassen, welsch ein Opfer dieser Besuch war. Verstoßen drückte er den Arm seiner Frau: „Liebste Gida, laß es ihn nicht merken, bitte! Gleich sind wir ja auch da!“

Und die schöne Frau in dem zartila Kleid nahm sich wirklich zusammen und hatte nur ein mattes, leispöttisches Lächeln für den Enthusiasmus, den ihr Mann sich aufzubringen mühte.

„Röstlich, wie die Kiefern jetzt duften! Da kann man schon eine Portion Gise mit in Kauf nehmen. Ein herrlicher Geruch, — das reine Fichtenadelholz!“ So lobte er, bis sie im Haus am Kieferngrund waren. Aber als der Vater sie dann verlassen hatte, und er mit seiner Frau in einem kühlen, durch Lüden gekühlten Zimmer war, küß er sich mit einem so tiefen Seufzer auf einen Stuhl fallen, daß die Hausdame, die der jungen Frau beim Ablegen half, sich förmlich erkundete: fühle der Herr Regierungsrat sich nicht wohl?

„Hören Sie mal, Fräulein Zimmer, ist das hier immer so um die Mittagszeit? Die Kiefern geben Del und der Mensch auch. Wie hält das der Vater bloß aus?“

„Herr Doktor ist um diese Zeit immer draußen, bei seinen Blumen. Erst nach dem Essen legt er sich ein bißchen hin.“

„Essen wir bald, Fräulein Zimmer?“ fragte die ganz abgemattete Frau. „Ich werde das auch tun, mich hinlegen.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Volkstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Magdeburg.

Die „Volkstimme“ erscheint täglich abends (mit Ausnahme der Sonn- und Festtage) mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur Ernst Wietmann, Magdeburg. — Verantwortlich für Inserate: Willi Plumbach, Magdeburg. — Druck und Verlag von W. Plumbach & Co., Magdeburg, Große Mühlstraße 3. — Fernsprechnummer 1111: für Inserate 1567, für die Redaktion 1794, für den Verlag und die Druckerei 961. — Zeitungspostkarte Seite 418.

Bezugspreis: Vierteljährlich einfl. Postfr. 2,25 Mk., monatl. 80 Pf. Beim Abholen von der Expedition und den Ausgabestellen vierteljährlich 2 Mk., monatl. 70 Pf. ohne Postfr. Einzelne Nummern 10 Pf. — Inserationsgeb. für die tägliche Kolonialszeitung 20 Pf., Inserate von auswärts 30 Pf., im Restantell 1 Mk. Postfr. 20 Pf. — Städt. Abt. für den Empfang der Rechnung Zahlung erfolgt.

Nr. 35.

Magdeburg, Sonntag den 11. Februar 1917.

28. Jahrgang.

Magdeburgs Kriegsküchen

Was darf man billigerweise von einer städtischen Kriegsküche in dieser Zeit der Nahrungsnot verlangen, was kann sie leisten und was nicht? Diese Fragen gewinnen mit jedem Tag an Bedeutung. Deshalb sind die nachstehenden Darlegungen aus der Feder eines Genossen von besonderem Interesse, der in der Magdeburger Lebensmittelversorgung bisher besonders lebhaft tätig gewesen ist. Er schreibt uns:

Die Notwendigkeit der Kriegsküchen zeigen die Zahlen der bisher verausgabten Liter: In der Woche vom 1. bis 6. Januar wurden in den städtischen Kriegsküchen 15 600 Liter Speise hergestellt; die von dem städtischen Lebensmittelamt belieferten Fabrikküchen produzierten 8370; zusammen wurden damals 23 970 Liter Speise ausgegeben. In der Woche vom 4. bis 10. Februar dagegen lieferten die städtischen Küchen 40 200 Liter; die Fabrikküchen 10 500 Liter; zusammen 50 700 Liter. Die Steigerung beträgt innerhalb 4 Wochen 26 730 Liter oder 111 Prozent. Bei den städtischen Küchen beträgt die Zunahme 157 Prozent. Für die Woche vom 12. bis 18. Februar ist eine weitere Steigerung für die städtischen Küchen von 16 Prozent der letzten Wochenzahl gemeldet worden, so daß diese Küchen bereits 47 000 Liter zu liefern haben.

Wenn man auf den Kopf der Speisenehmer 1 Liter Speise rechnet, so versorgen die städtischen Küchen (ohne die Fabrikküchen) von der kommenden Woche ab

den fünften Teil der Bevölkerung

mit warmem Essen. Die Höchstzahl ist damit keineswegs erreicht. Man muß annehmen, daß im März, April, Mai die tägliche Literzahl über 100 000 hinausgehen wird. Damit ist das öffentliche Interesse für diese Form der Versorgung der Magdeburger Bevölkerung mit Nahrung gegeben.

Werden aber die städtischen Küchen solchen Ansprüchen gewachsen sein?

Gegenwärtig hat die Stadt drei große Küchen im Betrieb. Die Küche I im Schlachthof produziert gegenwärtig etwa 16 200 Liter; sie kann im Höchstfall in 32 Kesseln von je 500 Litern und zwei Kesseln von je 200 Litern = 16 800 Liter herstellen. Die Küche II auf dem Grundstück des Konsumvereins hat eine Produktion von 14 300 Litern; sie kann im Höchstfall in 29 Kesseln von je 500 Litern und drei Dampfesseln von je 700 Litern = 16 600 Liter herstellen. Die Küche III, Süßbäckerei im Buchau, hat eine Produktion von 4300 Litern; sie kann im Höchstfall in 12 Kesseln 6000 Liter herstellen. Diese drei Küchen können in einer Schicht rund 36 900 Liter liefern. Sie haben ihre Höchstleistung fast erreicht, und da die bestellten, aber nicht angelieferten Kessel demnächst kaum eintreffen werden, so muß die Stadt sich anderweitig zu helfen suchen.

Zunächst hat sie in den kleinen Küchen noch eine Erweiterungsmöglichkeit der Produktion. Die Küchen in der Arbeiterkolonie mit 1500 Litern, im Versorgungsheim mit 3800 Litern, in der Volksbadeanstalt Buchau mit 1600 Litern, im Sudenburger Rathaus mit 2000 Litern und im Fermersleben mit 3000 Litern Leistungsfähigkeit stehen noch zur Verfügung, wobei bemerkt werden muß, daß die Küche in Fermersleben im vollen Betrieb ist und gegenwärtig schon 3400 Liter, zum Teil in doppelter Schicht, herstellt. Die städtischen Kriegsküchen werden allgemein zu Doppelschichten kommen müssen, wenn die Ansprüche sich in der geschilderten Stärke entwickeln.

Außer den städtischen Küchen haben Fabrikküchen eingerichtet Krupp mit 3100 Litern, Schäffer & Sudenberg mit 1650 Litern, H. Wolf mit 775 Litern, Scharnhaufenfabrik mit 670 Litern, Polte mit 3700 Litern, Werkzeugmaschinenfabrik mit 470 Litern, Otto Gruson mit 500 Litern heutiger Leistung. Die Leistungsfähigkeit dieser Küchen ist zum Teil schon erheblich überschritten; so muß z. B. im Betrieb von Polte dreimal für eine Mahlzeit gekocht werden. Die vom Magistrat verfügte

Abwehr des Zustroms

zur städtischen Küche ist jedoch weniger auf die beschränkte Leistungsfähigkeit der Küchen als vielmehr auf äußerste Sparsamkeit im Verbrauch der Nahrungsmittel, die den Küchen zur Verfügung stehen, zurückzuführen. Man will,

daß alle, die nicht unbedingt von den städtischen Vorräten zehren müssen, sondern die sich infolge ihrer Vermögensverhältnisse anderweitig helfen können, die Kriegsküchen verschonen sollen. Darum hat man alle ausgeschlossen, die über 6000 Mark Jahreseinkommen beziehen. Ferner ist verfügt worden, daß die Speise nicht mehr in beliebiger Menge entnommen werden kann. Es soll jeder Erwachsene nur 1 Liter, jedes Kind unter 7 Jahren nur 1/2 Liter entnehmen dürfen. Beide Maßnahmen sind hart. Da wird in Magdeburg mancher wohnen, der keine Vorräte im Keller, keine Beziehungen zu Besitzern von Nahrungsmitteln hat; und es sind Leute darunter, die sich auf die Fürsorge des Magistrats verlassen haben. Diese trifft die Verfügung schwer, wie sie auch den körperlich schwer Arbeitenden hart trifft, der mit einem Liter der von den städtischen Küchen gelieferten Speise

sich nicht sättigen kann.

Aber Not kennt kein Gebot. Die Leiter des städtischen Lebensmittelamts wollen lieber zur rechten Zeit die Nahrung einschränken, als in den kommenden Monaten mit leeren Händen der ängstlichen Not gegenüberstehen.

Von dieser Auffassung ausgehend, ist auch die Qualität der Speise bestimmt worden. Sie könnte eine Verbesserung durchaus vertragen, ohne daß sie üppig würde. Viele an sich durchaus berechtigte Klagen der städtischen Tischgäste wären zu beseitigen, wenn die Sorge für die kommende Zeit es nicht hinderte. Das Lebensmittelamt hat aus vielen bitteren Erfahrungen gelernt. Daß es am besten ist, sich nicht auf irgendwelche Zusicherungen der Reichs Ernährungsstellen zu verlassen — denn nicht selten sind das nur papierne Werte —, sondern sich selbst sicherzustellen und möglichst nur mit den eigenen Vorräten zu rechnen.

Wie richtig das ist, lehrte die Kartoffelversorgung, die den Magdeburgern

wenig Kartoffeln,

viel Sorge und gar keine Hochachtung vor der Tätigkeit der Reichskartoffelstelle beibrachte. Es war bestimmt worden, daß die Kreise Wanzleben und Wölmirchsdorf die Stadt Magdeburg mit 1 Million 50 000 Zentnern Kartoffeln beliefern sollten. Eine genaue Rationierung, ein großer und schöner Plan für die Einkellerung war fertig. Eine riesige Arbeit des Lebensmittelamts war geleistet in dem trostreichen Bewußtsein, damit Magdeburgs Bevölkerung über das Schlimmste hinweggehoben zu können. Da stellte sich heraus, daß diese Kreise kaum den dritten Teil der jährlichen Menge zu liefern imstande seien. Möglich, daß Eigentümern mancher Zentner Kartoffeln vor dem forschenden Auge des kontrollierenden Landsturmmanns verhaftet hat; jedenfalls bekam Magdeburg viel zu wenig, und darum fehlten nun plötzlich die beliebten Knollen in der Suppe, traurig sah man im Topfe nach einem Stückchen Kartoffel, dünner und fader wurde das Mahl. Sehr gegen den Willen derer, die an der Kriegsküche bisher gearbeitet hatten. Denn sie wollten

für mäßiges Geld ein sättigendes Essen

liefern. Das war infolge der schlechten Kartoffelernte und der dadurch bedingten Nachfrage nach Erntematerialien außerordentlich schwierig. Es sind fortgesetzt Bemühungen in dieser Hinsicht gemacht worden. Manche sind fehlgeschlagen; andre versprechen Erfolg. Jedenfalls ist fleißig gearbeitet worden, und es ist so schwer, Gutes zu schaffen in dieser Zeit. Um so leichter ist es, zu schelten und mit überlegener Miene zu kritisieren.

Der Preis für das Liter Speise ist von 35 Pfg. auf 30 Pfg. herabgesetzt. Stadtarme und solche Personen, die infolge der Kriegswirkungen in einer besonders hilflosen Lage sind, bekommen das Essen umsonst. Die Stadt hat die großen Anlagkosten der Küchen bei dem Preise nicht in Anrechnung gebracht; hieron will der Staat einen Teil übernehmen. Bei dem Preise von 30 Pfg. konnte die Stadt bisher die Kosten der Herstellung decken.

Die allergrößten Schwierigkeiten entstehen bei dem Transport der Speisen von der Küche zur Ausgabe. Wer nicht selbst Zeuge war hierbei, kann sich keine Vorstellung davon machen. Die mit großem Kosten-

aufwand angekauften Lastautomobile verjagen oft. Sie können bei Frostwetter fast gar nicht verwendet werden. Die übrigen Fuhrwerke haben meist schlechte Bespannung und es mangelt auch an eingetübten Kutschern. So bleiben die Wagen nicht selten liegen. Die Folge ist, daß Hunderte von Menschen in Schnee und Kälte auf die Speise warten müssen. Es mangelt auch an Transportgefäßen. Die vorhandenen 50-Liter-Kübel, die guten Verschluß haben, reichen bei weitem nicht aus für den Transport. Vermehrt werden kann die Zahl der Kübel aber nicht. Bestellungen auf neue sind heute nicht ausführbar und fertiggestellte Kübel treffen der Sperrung im Güterverkehr wegen nicht ein. Die Küchen helfen sich, so gut es geht. Aber es geht wirklich nicht gut. Man muß in den Ausgabestellen Gefäße aufstellen zur Aufnahme der Speise, um zu erreichen, daß man die Kübel am gleichen Tage mehrere Male verwenden kann. Es ist also nicht auf mangelhafte Organisation zurückzuführen, wenn die Speise nicht rechtzeitig in der Ausgabe- stelle ist.

Die 50 Ausgabestellen sind so gelegt worden, daß sie leicht zu erreichen sind. Ehrenamtlich tätige Frauen unterziehen sich der Arbeit, die Speise auszumessen. Es muß gesagt werden, daß hier eine schwere Arbeit in aufopferndster Weise im Allgemeininteresse geleistet wird. 300 17 Ausgabestellen steigt die tägliche Ausgabe auf über 100 000 Liter. Die stärkste Ausgabestelle hat 1536, die schwächste 288 Liter. Die Vororte Rothensee und Prefter sind noch nicht versorgt. Daneben werden die Karten an die Entnehmer verkauft und die vereinnahmten Summen dem Zentralküchenbureau zugeführt. Daß die städtischen Tischgäste nicht alle Widerwärtigkeiten wortlos hinhnehmen, liegt in der Natur dieser Einrichtung. Der Unwille entläßt sich bekanntlich immer gegen den zuerst Erreichbaren, und so müssen diese Frauen, die sich selbstlos und nur der guten Sache zuliebe an diesen Posten gestellt haben, viel bittere Worte geduldig hinnehmen.

Man hat die obligatorische Teilnahme gefordert. Besonders auch im Hinblick auf die moralischen Wirkungen. In ihrem Kern ist diese Forderung selbstverständlich berechtigt. Muß ein Volk Not leiden, weiß es von Kriegswogen umbrandet ist, so ist wirklich nicht einzusehen, warum nicht alle gleichmäßig an dieser Not beteiligt werden sollen. Um so weniger, als diejenigen, die schwere körperliche Arbeit verrichten, allgemein mehr und kräftigere Nahrung haben müssen als jene, die in Schreibstuben ihre geistigen Kräfte anstrengen. Heute ist's umgekehrt. Wer Geld hat oder am Ringe verdient, braucht nicht zu arbeiten und lebt doch besser als Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen. Die Forderung der obligatorischen Teilnahme an der Kriegsküche bedeutet, daß man für das ganze Volk ein einheitliches Essen liefert. Hier stehen wir vor der

Unmöglichkeit der heutigen Wirtschaftsordnung

Will man die Massenpeinung für alle, so müssen Einrichtungen auch für das Land geschaffen werden. Dorf- gemeinden und Rittergüter mit einer Kriegsküche zu versehen, ist auch heute möglich; die Gutbesitzer und Bauern zu zwingen, sich von der Speise aus der Küche zu ernähren, ist in dieser Wirtschaftsordnung unmöglich. Das Obligatorium für die Städte ist möglich. Aber im Zeitalter der Geldwirtschaft kann man die Ernährung durch die Kriegsküche nur erzwingen, wenn man alle Nahrung bei dem Produzenten enteignet. Denn wie wollte man verhindern, daß der Rentner aus seiner Jagd einen Gajen, Fasan oder Rebhuhn in seine Privatküche schmuggelt, oder daß der Bankier von dem Rittergutsbesitzer, dem er die Geldgeschäfte besorgt, einen Teil von jenem Schwein erhält, das im Zeitalter der Rationierung beim Schlachten zwei Köpfe und acht Beine hat. So sind die Beziehungen tausendfach. Eine gleichmäßige Ernährung ist nur möglich, wenn alle Nahrung fest in der Hand einer zmedientversprechend organisierten Lebensmittelverwaltung ist. Davon ein andermal.

Die Würzung der Speisen einer gemeinsamen Küche wird nie dem Geschmack des einzelnen entsprechen. Hier muß die Privatküche nachhelfen. Und hier kann mit Erfolg eine dem Einzelgeschmack willkommene Verbesserung erfolgen. Die Klagen, daß alle Speise einen eiaentümlich

Jeden Geschmack habe, sind zahlreich und oftmals berechtigt. Die Küchenverwaltung ist bemüht, das Essen so abwechslungsreich und schmackhaft zu machen, wie das mit den vorhandenen Materialien nur irgend möglich ist. Aber sie wird nicht erreichen können, daß stets ein tadelloses Essen geliefert wird; dazu sind die Materialien zu verschieden und oft geben sie sich im Kessel ganz anders als in der Vorprobe.

Die Ausfichten, mit dem Vorhandenen bis zur neuen Ernte durchzukommen, waren nur dann gegeben, wenn von Anfang an auf das Sparsamste eingeteilt wurde. Hier muß die Einsicht der Teilnehmer appelliert werden. Es bleibt kein Ausweg als der von der Küchenverwaltung gewiesene, wenn die Bevölkerung durch die bösen Monate hindurchgebracht werden soll. Das hätte man längst offen aussprechen sollen, denn die Bevölkerung hat ein Recht, die volle Wahrheit zu erfahren, und sie ist in diesem Fall auch heilsam.

Nun sollen auf Drängen von oben den Teilnehmern

Abzüge an Lebensmittelmärkten gemacht werden. Die Stadt hat sich lange dagegen gestraubt. Wenn heute der reiche Mann besser lebt als der arme körperlich arbeitende, so wollte man das Manko in der Lebenshaltung der auf die Kriegsküche angewiesenen Menschen dadurch in etwa ausgleichen, daß man ihnen ein Mehr an Nahrung gab aus der Kriegsküche. Sofort machten wohlhabende Bürger, denen das leibliche Wohl ihrer Klasse näher lag als die Arbeitsfähigkeit der mittleren und untern Klassen, dagegen Front. Man drohte sogar mit einem Vorgehen in den städtischen Körperschaften. Es ist unterblieben. Die Klugheit siegte. Inzwischen fordern nun die Reichsstellen entschieden den Abzug der Lebensmittelmarken, und so werden künftig den Entnehmern wöchentlich die Marken für 25 Gramm Fleisch und etwas Mehl abgenommen werden. Es ist aber dafür gesorgt, daß so wenig wie möglich in Abzug kommt und daß die Teilnehmer anderweit entschädigt werden.

Man kann von den städtischen Kriegsküchen Unmögliches nicht verlangen. Sie sind ein Notbehelf in einer bösen, schicksalsschweren Zeit. Den hohen Ansprüchen, die man an die eigne Küche zu stellen gewohnt war in jener schönen fernen Zeit des Friedens, kann die Kriegsküche nicht genügen. Sie ist auch keine Wohltätigkeitsanstalt zur Linderung der Notlage einzelner. Sie soll in dieser furchtbaren Zeit durch äußerste Ausnutzung der Nahrungsmittel der Bevölkerung über die nahrungsbarmen Monate hinweghelfen. Darum darf der Gast nicht mit zu hohen Erwartungen an den Tisch des Magistrats herantreten. Ist einmal die Zeit gekommen, wo der Seeweg zur Versorgung Deutschlands wieder offen ist, dann werden wir wieder besser aus der eignen Küche essen, es sei denn, daß inzwischen der Gedanke siegen sollte, daß man mit reichlichen Zutaten zweckmäßiger für alle kochen kann als für den einzelnen. —

Am Bord der neuen „Möwe“.

Der norwegische Kapitän Andersen vom Dampfer „Hollbjörg“, der von der neuen „Möwe“ versenkt wurde, gibt über seine Begegnung mit dem deutschen Schiff und seinen Aufenthalt auf ihm folgende Schilderung, die „Postillen“ veröffentlicht:

Am 23. November segelte der Dampfer „Hollbjörg“ aus Neuhort, um nach Frankreich zu fahren. Am 4. Dezember wurde mir gemeldet, daß ein Dampfer in Sicht sei. Als ich auf die Kommandobrücke kam, fielen mir die merkwürdigen Manöver des Schiffes auf, das häßlich seinen Kurs änderte. Wir glaubten erst, daß es ein englischer Dampfer sei; aber plötzlich kam das Signal „Sticht augenblicklich“. Im selben Augenblick ging die deutsche Flagge hoch, und nun stellte es sich heraus, daß das Schiff, das wir für einen friedlichen englischen Handelsdampfer angesehen hatten, ein

modernes deutsches Kriegsschiff

war, aus dem uns die Kanonenmündungen entgegenstarrten. Der deutsche Kreuzer setzte nunmehr zwei Boote in See, die mit 2 Offizieren und 30 Mann besetzt waren, und die, als sie an Bord fielen, auch gleichzeitig mehrere Bomben mitnahmen. Die beiden Offiziere verlangten die Schiffspapiere zu sehen, und als es sich herausstellte, daß das Schiff mit Stützpunkten nach Bordeaux segelte, forderte der Offizier, daß das Schiff versenkt würde. Ich erklärte ihm, daß das Schiff nur zur Hälfte mit Kriegskontrollen besetzt sei, und darauf kam vom Kreuzer das Signal, daß das Schiff nicht versenkt werden solle. Als aber die Offiziere und Mannschaften aus den Papieren herausfanden, daß wir Messing und Zinn an Bord hatten, wurde wieder nach dem Kreuzer signalisiert, und jetzt kam der Befehl, daß das Schiff versenkt werden sollte. Nunmehr wurden Bomben unter Deck und im Maschinenraum angebracht, und wir besiegten die Boote. Als ich an Bord des Kreuzers gekommen war, protestierte ich bei dem Kapitän gegen die Versenkung; aber es half nichts.

Als alle zur Versenkung des Schiffes notwendigen Vorbereitungen getroffen waren, rief der Kapitän des Kreuzers den Kapitän Andersen und sagte zu ihm: „Nun passen Sie mal genau auf“ — und dabei zog er seine Uhr vor —, „in 2 Minuten erfolgt die

Explosion im Maschinenraum.“

Und richtig, genau zur angegebenen Zeit gab es einen furchtbaren Knall, und die schweren Maschinenteile flogen in die Luft. „In 3 Minuten fliegt das Schiffschiff hoch“, jagte der Kapitän ruhig, mit der Uhr in der Hand. Und richtig: es kappte genau. Um 8 Uhr 15 Minuten sah der norwegische Kapitän sein Schiff zum letztenmal. Nunmehr mußte die gesamte Mannschaft in den Kajutraum fliehen. Dort trafen wir 93 Mann des englischen Dampfers „Voltaire“ aus Liverpool, der einige Tage früher versenkt worden war.

Der 5. Dezember verlief ganz friedlich; aber am 6. Dezember ging es wieder los; da wurde ein Newfoundlandsschoner von 150 Tonnen, der Fische nach Gibraltar brachte, versenkt, und wiederum erhielten wir als Geis 6 Mann im Frachtraum. Am Abend wurde der englische Dampfer „Mount Temple“, der der Canadian-Pacific-Eisenbahn gehört, gesichtet. Er hatte 150 Pferde an Bord, 5000 Tonnen Stützpunkten und eine Menge Munition. Der Kreuzer gab sieben Schuß ab, und der Dampfer hielt an. Als die Besatzung des „Mount Temple“ auf dem Kapreuzer umhergebracht war, ruderten die Deutschen an Bord des Schiffes, brachten dort ihre Bomben an, und nach kurzer Zeit erfolgten die Explosionen in der bereits vorher geschädigten Maschinenkammer. Die vielen Hunderte von schreienden und klagenden Kindern und Frauen, die im Meer herumtrieben, boten einen furchtbaren Anblick dar. Am nächsten Tage fand

eine Beerdigung an Bord

statt. Ein englischer Kohlenmeister vom „Mount Temple“, der in der Nacht gestorben war, wurde begraben, während die deutsche Flagge auf Gaisman wehte.

Am 8. Dezember begegnete mir der Dampfer „King George“ aus London. Das Schiff hatte Stützpunkten, darunter 700 Tonnen Pulver; bei dieser Gelegenheit sprachen die Deutschen ihre Bomben. Nachdem die Besatzung an Bord genommen war, im ganzen 34 Mann, wurden alle Feuerlöcher vollständig geöffnet, und das Schiff begann langsam zu sinken. Es dauerte 8 Stunden, bis „King George“ versank. Am 9. Dezember begegnete mir der Dampfer „Cambrian Range“ aus Liver-

pool, der sich mit Stützpunkten auf der Fahrt Baltimore—Liverpool befand. Die 98 Mann der Besatzung wurden an Bord genommen, und der Dampfer versenkt. Am 10. Dezember begegnete mir ein White-Star-Dampfer „Georgie“ aus Liverpool. Dieser hatte 7000 Tonnen Stützpunkten und

1200 Pferde an Bord.

Das Schiff befand sich auf der Reise von Philadelphia nach Trent. Der Kreuzer gab vier scharfe Schüsse ab, aber zunächst nahm niemand auf dem englischen Schiffe davon Notiz. Aber an Bord desselben entstand eine furchtbare Panik, und 40 Mann der Besatzung, die bereits geschlafen hatten, sprangen im bloßen Hemd über die Reling ins Meer. Der Kreuzer sandte sofort seine Boote aus und alle wurden gerettet und an Bord des Kreuzers gebracht. Ein Teil der Ladung der „Georgie“ bestand aus Baumwolle, und es machte große Mühe, das Schiff zum Versinken zu bringen. Nun sandte man einen Torpedo ab; das Schiff legte sich auf die Seite. Nun war es in dem Frachtraum infolge der vielen verschiedenen Elemente, die dort vereinigt waren, durchaus nicht mehr gemütlich.

Am 11. Dezember begegnete mir der Dampfer „Harrowdale“, der sich auf der Reise von Philadelphia nach Havre mit Stützpunkten befand. An Bord des Kreuzers waren nunmehr 500 Mann und es fehlte an dem nötigen Platz. Der Kapitän sandte 20 Soldaten mit den kommandierenden Offizieren an Bord des „Harrowdale“ und dieser folgte dem Kreuzer. Am 12. Dezember begegnete der Kreuzer dem Dampfer „Saint Theodore“ aus London, der Kohlen geladen hatte. Hier wurde auch eine deutsche Besatzung an Bord gesetzt, und „Saint Theodore“ folgte nun als Dritter im Rande. Das Wetter war nun etwas ruhiger geworden und der deutsche Kommandant entschloß sich, die Mannschaften auszuschießen. Alle Geiseln von „Saint Theodore“ waren an Bord des Kreuzers gebracht; an Bord des „Saint Theodore“ wurden andre Geiseln übergeführt, und bald veränderten der Kreuzer und „Saint Theodore“ vor unsern Blicken. Am nächsten Morgen veränderten wir den Kurs und traten an Bord des „Harrowdale“ die Heimfahrt nach Deutschland an. —

Was der Krieg bringt.

Amerika und Schweden.

Alle sagen, daß sie nichts anderes wollen als den Frieden, und dabei gewinnt der Krieg geradezu täglich an Umfang und Stärke. Ueber die besten Methoden, den Krieg zu Ende zu bringen, ist nun auch zwischen den Vereinigten Staaten und Schweden ein recht interessanter Meinungsunterschied ausgebrochen. Wie die andere europäische Neutralen, so weigert sich auch Schweden, sich den Schritten Wilsons anzuschließen, die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abzubrechen und damit unmittelbar an den Rand des Abgrundes zu treten.

Die Begründung, die Schweden dieser Ablehnung gibt, ist aber besonders interessant. Die schwedische Regierung spricht in ihrer Antwort vom 8. Dezember auf eine Veranlassung, bisher nicht veröffentlicht, von Wilson die Bereitwilligkeit aus, jede sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, um zur Herbeiführung eines nahen, dauernden Friedens beizutragen. Darum habe sich die schwedische Regierung der früheren Antwort Wilsons zur Beerdigung des Krieges angeschlossen. Auch der Vorbehalt, der den Gehörstand des gegenwärtigen Schwabenschildes bildet (nämlich der Vorbehalt, die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abzubrechen), gebe als Ziel die Abklärung des Krieges an. „Aber“, heißt es dann weiter, „die Regierung der Vereinigten Staaten hat als Mittel, zu diesem Ziele zu kommen, ein Verfahren gewählt, das durchaus im Gegensatz zu dem Grundsatz steht, die bis zur gegenwärtigen Stunde die Politik der feindlichen Regierung geleitet haben.“

Als die Grundzüge, von denen sich die schwedische Regierung leiten läßt, werden dann Neutralität und Unparteilichkeit angegeben. Damit ist dem Präsidenten Wilson sehr deutlich gesagt, daß er den Weg der Unparteilichkeit verlassen und damit seine Mission als Friedensstifter der Welt im höchsten Grade gefährdet, wenn nicht preisgegeben habe.

Die Haltung Wilsons am 1. Februar ist weiter nichts als die logische Konsequenz seiner Haltung im Frühjahr vergangenen Jahres. Damals hat der Präsident der Vereinigten Staaten eine Regelung seiner Politik vollzogen, die jetzt zum höchsten Hindernis für seine später eingeleitete Friedenspolitik geworden ist. Die neuesten Nachrichten aus Amerika lassen darauf schließen, daß der Weg, der mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen beschränkt ist, nicht ohne weiteres zu Ende gegangen werden soll. Aber wenn auch weitere Schritte unterblieben — was wenig wahrscheinlich ist, da ein Stunt in dem Schwabe zu stand, in dem Amerika heute befindet, nicht lange erhalten werden kann —, so wäre doch schon jetzt ein Schaden der Friedenssache erreicht. Gegenwärtig in Deutschland nirgends mehr die Meinung besteht, Wilson in einem späteren Stadium des Krieges als unparteilichen Richter anzuerkennen, und gewiss hat der Kriegswille der Entente durch den deutsch-amerikanischen Konflikt einen neuen Auftrieb erhalten. Schon sieht die Phantasie der Optimisten von der andern Seite die Schützengräben des Westens mit amerikanischen Truppen besetzt, die Flottenmacht der Vereinigten Staaten mit jener der Entente vereinigt. Und so wenig solche Phantasien einen realen Hintergrund haben, werden sie doch beiderseits auf die Stimmung der Massen, die sich bilden, daß die Mittelmächte dem Druck einer so unangenehmlich wachsenden Reaktion auf die Dauer doch nicht widerstehen können.

Es hat aus dem Verhalten Wilsons die Sache der Kriegsverhandlungen keinen gegangenen und die Sache des Friedens Schaden genommen. Daß die europäischen Neutralen Wilson auf diesem Wege nicht folgen wollen, ist aus mehr als einem Grunde verständlich. Sind es auch ihre menschlichen Interessen weit mehr als hohe Ideale, die sie hindern, diesen Weg mitzugehen, so bleiben sie doch, indem sie sich neutral halten, der großen Mission fern, die sie im Interesse der europäischen Allgemeinheit zu vollziehen haben. Die besondere Haltung der europäischen Neu-

tralen ist eine Hoffnung für die Zukunft. In ihrer Hand wird es liegen, im geeigneten Augenblick die Friedenspolitik dort fortzusetzen, wo sie Wilson fallen gelassen hat. —

Wilson steht allein.

Präsident Wilson hat kein Glück mit seinem Versuch, die europäischen Neutralen zu bewegen, sich seinem Vorgehen gegen Deutschland anzuschließen. Die an anderer Stelle besprochene schwedische Antwortnote sagt ihm mit deutlichen Worten nach, daß er die Wege der Neutralität und Unparteilichkeit verlassen habe. Außer der schwedischen ist noch keine der Antwortnoten der Neutralen im Wortlaut bekannt. Lieber deren Haltung besteht indessen keinerlei Unklarheit mehr. Weder die skandinavischen Staaten, noch Holland, noch Spanien, noch die Schweiz wollen Wilsons Wege folgen. Die Schweizer Note soll am heutigen Sonnabend veröffentlicht werden. Ihr Text ist am Freitag endgültig vom Schweizer Bundesrat festgestellt worden. Gleichzeitig richtet er auch eine Note an Deutschland, in welcher die Stellung der Schweiz zum verschärften U-Boot-Krieg dargestellt wird.

Zwischen den Vereinigten Staaten und Oesterreich sind die diplomatischen Beziehungen immer noch nicht abgebrochen. Angeblich finden jetzt zwischen Vertretern der beiden Staaten Verhandlungen statt über die Frage, wie amerikanische Bürger im Mittelmeer ohne Lebensgefahr reisen können. In Berlin soll man sich bereit erklärt haben, in dieser Frage ein gewisses Entgegenkommen zu zeigen, vorausgesetzt, daß damit nicht die Prinzipien des verschärften U-Boot-Kriegs berührt werden. —

2. Beilage zur Volksstimme.

Nr. 35.

Magdeburg, Sonntag den 11. Februar 1917.

28. Jahrgang.

Magdeburger Angelegenheiten.

Magdeburg, 10. Februar 1917.

Zur Regelung des Kohlenhandels.

Der Magistrat gibt bekannt:

Wer im Stadtkreis mit mineralischen Brennstoffen (Steinkohlen, Braunkohlen, Briketts, Koks mit Ausschluß des Grubekohls) handelt, ist verpflichtet, auf Verlangen seine Vorräte an diesen ganz oder teilweise der Gemeinde käuflich zu überlassen. Geht die Ueberlassung nicht freiwillig, so erfolgt Uebertragung gemäß § 14 der Bundesratsbekanntmachung vom 4. November 1916. Die Ueberlassung der Vorräte kann nicht verlangt werden, soweit die Vorräte zur Erfüllung von Verträgen mit Behörden bestimmt sind.

Wer im Stadtkreis mit mineralischen Brennstoffen handelt, ist verpflichtet: a) die Bestände an diesen, welche er bei Zutritt dieser Verordnung besitzt, binnen 24 Stunden dem städtischen Lebensmittelamt (Kohlenstelle) anzuzeigen; b) jede Zufuhr mineralischer Brennstoffe von auswärtig unzugänglich nach Empfang der Meldung vom Eintreffen derselben der Kohlenstelle des städtischen Lebensmittelamts anzumelden.

Der Magistrat hat nach Empfang der vorgeführten Meldungen f. unzugänglich darüber zu erklären, inwieweit er von dem ihm zustehenden Rechte des Ankaufs Gebrauch machen will. Bis die Entscheidung getroffen ist, ist der Absatz der angemeldeten Bestände bzw. Zufuhren unterzagt. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 500 Mark bestraft.

Diese Verordnung tritt am 11. Februar in Kraft. —

Opferwilligkeit.

Das amtliche Wehlauer Kreisblatt vom 7. Februar stellt sich veranlaßt, an der Spitze mit großen Lettern nachstehende Mahnung an die Besitzenden des Kreises zu richten:

Kriegsgewinne sind auf Kosten der Allgemeinheit entstanden und müssen ihr nach Möglichkeit wieder zugute kommen. Wer Kriegsgewinne gemacht hat, soll sie gewissenhaft abgeben, damit er seinen gesetzmäßigen Anteil der Allgemeinheit wieder zuführt. Schaltet nicht über hohe Steuern und denkt daran, daß der Feind im Lande auch viel höhere Abgaben auferlegen würde. Versteht verpflichtet doppelt in dieser Zeit, da alles dem Ganzen dienen muß.

Mit der Opferwilligkeit der Besitzenden auf dem Lande muß es sehr trübe bestellt sein, wenn sie in dieser Zeit auf diese Weise an ihre gesetzliche Steuerpflicht gemahnt werden müssen.

Im Kreise G u m b i n n e n wird eine zweite „Hindenburg-Spende“ eingeleitet. Zu großen Aufrufen werden die Landwirte zur Lieferung von Lebensmitteln aufgefordert. Es wird mitgeteilt, daß folgende Preise bezahlt werden: Speck, Schinken, Butter 2,40 Mark, Schweineschmalz 8 Mark, gemischtes Schmalz 4 Mark, Rinder- und Hammelfleisch 2 Mark. Die „Spende“ wird als schönes „Geburtsstagsgeschenk des Kaisers“ bezeichnet, und der Aufruf schließt mit den Worten: „Wohlan denn, auf zur opferreichen Tat!“

Diese opferreiche Tat besteht darin, daß die Landwirte Lebensmittel zu Preisen liefern, die doppelt, dreifach, ja vierfach höher als vor dem Kriege sind. —

Kinder als Straßenhändler.

Trotz den mannigfaltigen humanitären Bestrebungen, trotz Vorträgen über Kindererziehung und Kinderfürsorge und allerlei Plänen, die dem heranwachsenden Geschlecht dienen sollen, stehen in den Straßen der Großstadt noch immer Kinder Tag und Nacht und bieten mit frostigen Händen Postkarten und andre Dinge zum Verkauf an. Die erwachsenen Menschen, die aus gut gewärmten, bequemen Kosteln an ihnen vorübergehen, sehen kaum die kleinen Händler, wenn sie ihre Waren mit milder Kinderstimme anbieten. Man ist zu sehr mit Zukunftsfragen beschäftigt und lebt zu eifrig der „großen Zeit“, um auf die kleinen Leute achten zu können, die einmal Träger der Zukunft sein sollen. Der hiesige Verein für Kindererziehung beschäftigt sich in einer Zeitschrift an die Presse mit den Kindern, die Straßenhandel treiben. Die Ursache dieser sozialen Erscheinung und die Mittel ihrer Bekämpfung stellt der Verein wie folgt dar:

Ein schöner Brauch wird Mißbrauch!

Wenn es gilt, für wohlthätige Zwecke Geldmittel zu sammeln, eilen Jugendliche, Damen, Herren und ältere Kinder aus allen Ständen hilfsbereit herbei. Sie bringen immer ein großes persönliches Opfer, wenn sie stundenlang treppauf, treppab gehen oder auf Plätzen und Straßen Abzeichen, Blumen oder Postkarten zum Kauf anbieten. Der schöne Brauch wird jetzt zum Mißbrauch! Diese Wahrnehmung mußten leider schon seit Wochen viele unserer arbeitenden Mitglieder machen, wenn sie gefährdeten Kindern nachgingen. Da waren jugendliche häufig durch Postkartenhandel auf eigene Rechnung oder gar im Dienste gewissenloser fremder Geschäftsinteressen auf abhässliche Bahnen geraten. Die klugen Schulleiter über einzelne Kinder, die nicht nur tagelang dem Unterricht, sondern auch dem Elternhaus aus diesem Grunde fernblieben. Sie hatten nachweislich täglichen Umsatz von 2 bis 3 Mark. Dort hat sich gar eine G. m. b. H. gebildet, die eine Tagesausbeute von mehr als 20 Mark erzielte. — Ist denn dagegen die Schule ohnmächtig? Kann hier die Polizei nicht wirksam eingreifen? Ist dieser Mißbrauch eine natürliche Folge der vielen Sammlungen in unserer Zeit?

Alle diese Fragen mögen eine gewisse Berechtigung haben, aber sie sind nicht so nützlich wie die eine Hauptfrage: Welche Schuld trifft mich persönlich an diesen Mißbräuchen? Und die aufschreiende Antwort muß lauten: Ich habe den ersten jugendlichen Verkäufer falsch behandelt. Den Rat zu einer richtigen Behandlung möchte der Verein Kindererziehung in folgender herzliche Bitte Heiden: Kaufen Sie den Kindern nicht ab und reichen Sie ihnen auch nicht die geringsten Geschenke. Erkundigen Sie sich genau nach Namen und häuslichen Verhältnissen der kleinen Händler, suchen Sie einwandfreie Personalauskünfte, aber möglichst ohne polizeiliche Hilfe, zu erlangen und geben Sie davon umgehend Nachricht an die Geschäftsstelle des Vereins Kindererziehung, Johannisstraße 3c, 2 Et.

Der Rat, den häuslichen Verhältnissen der Kinder nachzugehen, sollte befolgt werden. Es sollten aber nicht nur Personalkosten dabei festgestellt, sondern auch die sozialen Verhältnisse untersucht werden. Man wird dann auf die Ursachen dieses Kinderelends stoßen. Kinder, die nur deshalb handeln, weil sie einmal an einem nationalen Opfertag einen ähnlichen Handel gesehen haben, wird es wenig geben. Die kleinen Händler treiben andre Kräfte auf die Straße als der Trieb, etwas nachzumachen. Die soziale Not, die der Krieg verschärft hat, führt sie mit ihrer harten Hand. Erst wenn diese mit Erfolg bekämpft wird, werden die Kinder zu Hause bleiben können. —

Sonntag, 11. Februar 1917 beginnt die monatliche Hausammlung.

— Im Aufwärtssteigen. Heute morgen konnten die Menschen wieder durch eisfreie Fenster auf die Straße schauen. Die Quecksilbersäule im Thermometer hat sich ans Steigen gemacht und wird hoffentlich zunächst nicht wieder in sich zusammenfallen. Die weiße Nacht war freilich aus den Anlagen verschunden, den Bäumen hatte eine unsichtbare Hand ihr glühendes Gewand abgestreift, sie standen wieder grauschwarz und finstern da. Von der weißen Decke über Grasflächen und Dächer sind nur flüchtige Reste vorhanden, die auch in der Farbe nichts mehr von dem alten Glanze zeigen. Aber das schmutzige Grau und das Schwarz will uns doch noch besser gefallen als das blendende Weiß der letzten Tage, das zwar leuchtende Gallen formte, aber auch ins Gesicht stach wie spitze Nadeln. Diese beißende, stechende Schönheit, die uns auf unheimlichen Wegen verfolgte und die Wohnungen so traurig und freudlos machte, hatte nur Reize für die Glücklichen, die im Besitz zu ihr gehen oder aus gut geheiztem Zimmer sie bewundern konnten. Wer keine Kohlen hat, ist froh, daß die Welt wieder grau aussieht, er hofft sehnsüchtig, daß aus dem Grau bald ein Grün werde. Aber das wird noch eine Weile dauern. Doch es macht sich schon die Sorge ein wenig kleiner, wenn das Thermometer steigt. Heute morgen war es schon dem Nullpunkt wieder nahe gekommen. Zur Mittagszeit war es über Null. Man denke: von 22 Grad Minus bis auf 2 Grad Plus, also ein Unterschied von rund 24 Grad in einem Tage. Wenn Sonne und Luft mit Wärme versorgen, dann ist das noch beruhigender, als wenn eine behördliche Regelung der Kohlenversorgung angefragt wird. Man kann sich auf die Wärmepender draußen doch noch mehr verlassen. Unterdessen kriecht freilich das Eis immer noch die Elbe herauf. Gestern reichte die Eisverfestung bis über Arneburg hinaus, heute steht sie bis Tangermünde. Man rechnet damit, daß bei Magdeburg die Elbe morgen zum Sieden kommen wird. Damit dürfte für längere Wochen jeder Verkehr auf der Elbe ausgeschlossen sein. —

— Das rote Kreuz schreibt: Bei der heute beginnenden Hausammlung soll die Bitte um freundliche Behandlung der Sammler hiermit nochmals ausdrücklich unterzagt werden. Es ist eine schwere und mühselige Arbeit, die sie selbstlos und im väterlichen Interesse vollziehen, und jeder von ihnen kann daraufhin verlangen, freundlich und zum mindesten achtungsvoll behandelt zu werden. —

— Kartoffelration für Erzeuger und Schwerarbeiter. Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht Bekanntmachungen betreffend die Stundungsvorschrift des Zahlungsverbots gegen Russland, die Anwendung der Vertragsvollzüge für Waren aus Rumänien, die zollfreie Einfuhr für Arbeitserzeugnisse der in der Schweiz untergebrachten deutschen Gefangenen, eine Aenderung der Bekanntmachung über Kartoffeln, wonach der Kartoffelerzeuger bis zum 20. Juli auf den Tag und Kopf ein Pfund (bisher anderthalb) Kartoffeln für sich und jeden Angehörigen verwenden darf; ebenso wird die Tageszulage für Schwerarbeiter bis zum 20. Juli auf drei viertel Pfund (bisher fünf viertel Pfund) herabgesetzt.

— Schüler und Lehrer zur Hilfeleistung gesucht. Die Lehrer und Schüler derjenigen Schulen, in welchen der Unterricht infolge Kohlenmangels ausgesetzt ist, werden vom Magistrat gebeten, das städtische Lebensmittelamt bei der Ausgabe von Kohlenkarten zu unterstützen und sich zu einer näheren Besprechung am Sonntag den 11. Februar, vormittags 11 Uhr, im städtischen Lebensmittelamt, Dreieckstraße 26/27, Zimmer 32, einzufinden. —

— Wochenverteilungsplan für Fleisch. Es laufen in der Woche vom 12. bis 18. Februar 1917 am Donnerstag Gruppe 1, am Freitag Gruppe 2, am Sonnabend Gruppe 3. Für diese Woche gelten die Karten 21 bis 30 der Karte für Erwachsene und Nr. 11 bis 15 der Karte für Kinder zur Entnahme von 25 Gramm. Auf die Karten 21, 22, 23, 24 der Karte für Erwachsene und Nr. 11 und 12 der Karte für Kinder muß Kindfleisch, auf die Karten Nr. 25, 26 und 27 für Erwachsene und Nr. 13 für Kinder kann Kalb-, Hammel- oder Schweinefleisch, auf die Karten Nr. 28 und 29 für Erwachsene und Nr. 14 für Kinder kann Wurst, auf die Karten 30 für Erwachsene und Nr. 15 für Kinder kann Fett entnommen werden. Sämtliche obengenannten Karten, also für Erwachsene 21 bis 30 und für Kinder Nr. 11 bis 15, berechnen zugleich zum Einkauf von Hühner-, Korb- und Freibankfleisch. Hühner werden im Durchschnittsgewicht von 400 Gramm, junge Hühne bis zu einem halben Jahre mit einem Durchschnittsgewicht von 200 Gramm, Korbfleisch in der vierfachen Menge auf die Fleischkarten angerechnet. —

— Arbeiterjugend. Es wird nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß der Elternabend in der Aula der Augustaschule am Sonntag nicht stattfinden kann, er mußte zunächst verschoben werden. Für Neue Kennt adt findet ein Unterhaltungsabend im „Weißen Hirsch“ statt.

— Ermittelter Dieb. Am 7. d. M. wurde aus einer Schambewirtschaft in der Reuen Ulrichstraße eine Sammelbüchse vom Reuen Kreuz mit Inhalt gestohlen. Als Dieb wurde ein Klempnergehilfe ermittelt. —

— Weitere Kohlenferien. Der Unterricht für die Bürger- und die Vorbereitungsschule wird auch für die Woche vom 12. bis 17. Februar d. J. ausgesetzt. Der Unterricht für die gewerbliche Fortbildungsschule fällt bis einschließlich 17. Februar dieses Jahres aus. Diese Mitteilung erhielten wir vom städtischen Pressebureau. Die „Magdeb. Bzg.“ weiß etwas andres zu melden. Sie schreibt: „Nach Mitteilung von maßgebender Stelle bleiben in städtischen höheren Schulen Magdeburgs noch bis einschließlich 17. Februar geschlossen. Die Schüler der Bismarckschule werden ersucht, sich am Montag morgen in der Schule zur Entgegennahme weiterer Aufgaben einzufinden.“ — Was ist nun richtig? Die Mitteilung des städtischen Pressebureaus oder die Notiz der „Magdeb. Bzg.“. Es weiß nun wieder keiner, woran er ist. —

— Stellenvermittlung für weibliche Personen. Von unterrichteter Seite wird uns mitgeteilt, daß die Kriegsamtsstelle selbst keine Stellenvermittlung ist. Besonders wichtig ist dies für diejenigen weiblichen Personen, die beabsichtigen, sich im Hilfsdienst zu betätigen. Es hat also keinen Zweck, daß diese sich zur Erlangung einer Stellung an die Kriegsamtsstelle selbst wenden, vielmehr werden in Kürze diejenigen Stellen besonders veröffentlicht werden, an die sich die weiblichen Personen zur Erlangung einer Stellung zu wenden haben. Es wird also dringend allen weiblichen Personen empfohlen, unter keinen Umständen jetzt schon etwa bestehende Verträge zu kündigen oder etwa ohne Kündigung ihre Stellung zu verlassen. —

— Wichtig für Arbeiterfrauen. Eine Arbeiterfrau in Solingen hatte einen Tag vor Beginn der neuen Brotkartenwoche ihre Brotmenge für den kommenden Tag geholt und war deswegen mit einem Strafbefehl bedacht worden. Hiergegen forderte sie richterliche Entscheidung. Sie brachte glaubhaft vor, daß ihr Mann morgens vor 6 Uhr zur Arbeit müsse, und da die Brotläden um diese frühe Stunde noch geschlossen wären, sei es ihr nicht möglich, dem Manne seine Wegzehrung für den Arbeitstag mitzugeben. Sie sei daher, solle der Mann arbeitsfähig bleiben und verdienen, gezwungen, schon am Abend vorher die ihr zustehende Brotmenge einzukaufen. Das Gericht sprach die Frau von Strafe und Kosten frei. Es hob in seiner Entscheidung hervor, daß der Mann ohne Nahrung nicht arbeiten könne, und bei der heutzutage jedem zustehenden geringen Brotmenge sei es geradezu ausgeschlossen, daß noch für den folgenden Tag Brot aufgepart werden könnte. —

— Marionetten-Theater. Im Saale des Cafés Hohenzollern sind die Puppen und die Bretter aufgeschlagen, die eine Welt bedeuten. Eine kuriose Welt mit buntem Licht und allerlei Beweisen, die eine unsichtbare Hand an der Strippe hält: Schicht mit seinen Marionetten ist eingezogen. Raschel und seine Mitspieler müssen ihr Publikum haben, dann lösen sie heftige Freude und Begeisterung aus. Kinder mit der ganzen Kraft ihrer unbedorbenen Phantasie und ihrer Freude am farbenreichen Geschehen müssen vor der kleinen Bühne sitzen, dann bildet sich das rechte Verhältnis zwischen Künstler und Publikum. Bei der ersten Vorstellung am Freitag hat es wieder an einem vielköpfigen Publikum gefehlt, noch am Spielfeier der Künstler, vom Raschel angefangen bis zum grauen Giel in Neuport, der gar erschrecklich mit den Augen rollen konnte und seine Ohren in großer Beweglichkeit zeigte. Es gab viel Beifall am Schluß der dreitägigen Komödie „Raschel als Graf“ sowohl als auch nach den folgenden Nummern, die eine recht lange Reihe bildeten. Freude hatten auch die Großen an der Kunstfertigkeit, die in den belächelten Puppen, in ihrem Spiel zur Geltung kommt. Schicksal's Rappen schweben nicht mit hängenden Gliedern herein wie die „Aster“ in den Puppenpielen der Jahrmärkte, sondern vor 20 Jahren, sondern sie scheitern gewichtig. Lehnen sich elmsich an den Tisch, setzen sich, stützen nachdenklich das Hauptlein mit der Hand, hampfen wohl auch mit dem Degen auf und zeigen sonst ihren Seelenzweiger. Wie es richtige Menschen auch zu tun pflegen, die sich von der Strippe frei fühlten. Was die Puppen sprechen, das ist ihren drohenden Persönlichkeiten und ihrer drohenden Umwelt angepaßt. Schicksal's Marionetten-Theater verdient Sympathie und Unterstützung, weil es eine alte Volkskunst, die am Untergehen war, aufbewahrt und weitergeben hat. Die kleine Künstlerstadt im Saale des Cafés Hohenzollern mit ihren Seelen aus dünnen Häuten werden gewiß noch viel Zuspruch und Beifall finden. Das ist ihnen auch zu gönnen. —

— Jugo Brandt aus der Haft entlassen. Der Filmkünstler Jugo Brandt, der unter dem Verdacht der Teilnahme an dem Millionenraub der Frau Wanda Kupfer bzw. Begünstigung in Haft genommen worden war, ist gestern auf Anordnung des Untersuchungsrichters aus der Untersuchungshaft entlassen worden, da die Beschuldigungen gegen ihn im Laufe der Ermittlungen sich als haltlos herausgestellt haben. Wie bereits mitgeteilt, erfolgte die Entlassung der Tochter Gertrud Kupfer bereits vor einigen Tagen. Sie befindet sich gegenwärtig in einem Hospiz, wo sie auf Kosten der Konkurrenz wohnt und gepflegt wird. Dagegen wird Jugo Brandt vorläufig noch nicht in die Freiheit zurückkehren, da er russischer Nationalität, ein in Wien geborener Balte ist, und deshalb zunächst auf Anordnung des Oberkommandos in militärischer Sicherungshaft genommen wurde. Brandt bestritt auf das entschiedenste, mit dem ganzen Kupferischen Schwindel auch nur irgend etwas zu tun gehabt zu haben und will lediglich private Beziehungen zum Hause Kupfer unterhalten haben, die dann den Verdacht der Begünstigung aufkommen ließen. Ebenso energisch weist er es von sich, Wertgegenstände aus der Kupferischen Wohnung in rechtswidriger Absicht an sich genommen zu haben. Nach seiner Angabe hat er dies nur getan, um die Verträge vor unbesetzten Händen zu schützen, als er die ersten bei seinem letzten Besuch in der Kupferischen Wohnung frei umherliegende sah. —

— Gasexplosion. Am Sonnabend vormittag gegen 9 1/2 Uhr entstand in den der Post gegenüber liegenden Kabeischächten vor dem Grundstück Wehndstraße 27a eine nicht unbedeutende Gasexplosion. Das Gas ist anscheinend von einem der zunächst gelegenen Grundstücke infolge einer undichten Gasleitung in die Kabeischächte eingebracht und beim Abflachten der Leitung explodiert. Es wurden die schweren Steinplatten von vier Einsteigeöffnungen in die Luft geschleudert, doch zum Glück keiner der Passanten verletzt. —

— Gestohlen wurden in der Nacht zum 9. d. M. aus einem Schuppen in der Kaiser-Wilhelm-Straße nach Zertrümmern einer Zeitungsdecke zwei wollene Herrenmäntel, zwei wollene Herrenjacketen und ein schwarzer Damenjacket; am 9. nachmittags aus einer Taubube an der Hohendöbler Straße ein Paar fast neue Schusterei (die Sohlen mit Nägeln beschlagen). —

— In die Waide gestürzt und ertrunken ist am 29. Januar d. J. der Jubalide Graf Goldmann aus Boosdorf, zuletzt in Dessau wohnhaft gewesen. Der Verstorbenen ist 51 Jahre alt, 1,65 Meter groß, schlank, hat grau meliertes Haar und starken Schnurrbart. Der linke Unterarm fehlt. Bekleidet war er mit rotbrauner wollener Weste, grau melierter Arbeitshose, schwarzen Tuchschuhen mit Lederbesatz, blau und weiß gestreiftem Bartentuch und grauer, braun weißer Unterhose. Falls die Leiche hier gelandet werden sollte, ersucht das Kreis-Präsidium um Nachricht. —

Der Seekrieg.

U-Boots-Erfolge. Salbamtlich wird aus Berlin berichtet: Eins unserer in See befindlichen U-Boote meldet seine bisherigen Erfolge mit 16 000 Tonnen versenkten Schiffsräumen. Ein andres versenkte bisher sieben Dampfer und drei Segelschiffe. — Die „Neue Zürcher Zeitung“ meldet aus dem Haag: Seit Beginn des verstärkten U-Boot-Krieges soll sich die Zahl der versenkten Schiffe vervielfacht haben.

Kriegsschiffbegleitung der englischen Solandampfer. Aus Amsterdam meldet „Politiken“, daß die Engländer ihre Fracht- und Postdampfer im Verkehr mit Holland durch Kriegsschiffe begleiten lassen. Mittwoch und Donnerstag seien Dampfer angekommen und abgegangen.

Zur Vernichtung der „California“. Wie zu der Vernichtung des englischen Passagierdampfers „California“ aus London noch berichtet wird, war der Dampfer zu seiner Verteilung mit Geschützen versehen, indessen fand man keine Gelegenheit, von diesen Gebrauch zu machen, da ein U-Boot nicht gesehen werden konnte. Das Schiff war so schwer getroffen, daß es binnen 9 Minuten in den Fluten versinken war. Der einzige an Bord befindliche Amerikaner konnte gerettet werden.

Lähmende Wirkung des U-Boot-Krieges auf den französischen Schiffsverkehr. „Matin“ meldet: Die Maritimer Schiffsreederei weigert sich, dem Regierungsbefehl nachzukommen und ihre Schiffe auslaufen zu lassen, solange die Regierung nicht 80 v. H. des Schiffersisitos übernimmt. „Leit Journal“ meldet: Der Schiffsverkehr auf der Linie „Marseille-Suez-Alex“ ist vollständig eingestellt. Der Verkehr von Frankreich nach Algerien ruht. Genfer Blättern zufolge stellen die französischen Schiffsverkehrsgesellschaften in Vorbereitung und Savre am 5. Februar den Schiffsverkehr wegen Weigerung der Matrosen, Feuer zu nehmen, ein.

Kühne Streife eines U-Bootes. „Daily Chronicle“ meldet aus einem Küstenort, dessen Name verschwiegen wird: Der englische Dampfer „Penmount“ landete hier 25 Matrosen, die zu der Besatzung der beiden englischen Dampfer „Gallinide“ und „Suzino“ sowie des norwegischen Dampfers „Sengelw“ gehörten. Alle drei Dampfer wurden von einem deutschen U-Boot versenkt. Die Kapitäne der Dampfer erklärten, daß, nachdem die Schiffe versenkt worden waren, ihre Besatzung auf ein Fahrzeug gebracht wurde, welches sich in Begleitung des U-Bootes befand. Dieses Fahrzeug war italienischer Herkunft und wurde von dem Kommandanten des U-Bootes zur Unterbringung seiner Gefangenen benutzt. Der Name des italienischen Dampfers war durch Uebermalen unkenntlich gemacht worden. Der Dampfer war aus einem englischen Hafen ausgelaufen und auf der Fahrt von dem U-Boot angehalten worden. Als Befehlshaber hatte der Italiener sechs schwerbewaffnete Matrosen des U-Bootes an Bord. Als der englische Dampfer „Penmount“ in Sicht kam, wurde er angehalten und beauftragt, die Gefangenen von Bord des italienischen Dampfers zu holen, um sie seinerseits in einen englischen Hafen zurückzubringen. Der Kapitän des U-Bootes erklärte dem Kapitän der „Penmount“, daß er nach Fortschaffung der Gefangenen beabsichtige, das italienische Schiff gleichfalls zu versenken.

Bersenkt wurden der englische Dampfer „Vedmore“ (6330 Tonnen), der holländische Fischdampfer „Derita“ (265) und der russische Schoner „Wangputis“.

Der rumänische Staatsbesitz.

Der Kapitalwert des rumänischen Staatsbesitzes, den jetzt, soweit das Land erobert ist, die Behörden der Mittelmächte verwalten, wird in einer Veröffentlichung des österreichischen Handelsministeriums auf 2,32 Milliarden Lei geschätzt (1 Lei = 0,81 Mark). Daß diesem Kapitalwert eine Staatsschuld von 1,72 Milliarden Lei gegenübersteht, geht uns in diesem Zusammenhang nichts an. Der Staatsbesitz besteht aus den Domänen, den Fischereien, den Salinen, aus Petroleumfeldern, Bergwerken, industriellen und Schiffahrtunternehmungen und vor allem den Eisenbahnen.

Zu den Domänen gehören Staatsforsten im Ausmaß von 1,06 Millionen Hektar, die gegenwärtig nur einen Ertrag von 8 Millionen Lei ergeben, aber bei rationellem Betrieb mindestens 25 Millionen abwerfen könnten. Das Ackerland des Staates ist für 9 Millionen verpachtet, sein Wert wird auf 200 Millionen geschätzt. Die wertvollsten Domänen sind die Domänen Braila, Sigala und Vatra Monastirei Slobozia (beide im Distrikt Salomita).

Die Fischerei ist in den rumänischen Binnengewässern — mit Ausnahme der Dobruja — Staatsmonopol. Die wichtigsten Fischereigebiete sind der Bezirk Brates (bei Galatz), ferner die Gebiete von Braila, Giurgevo, dann Sulina und Tulcea im Donaudeelta. Das Ergebnis des Fischfangs wurde durch tägliche amtliche Versteigerungen auf dem Markte verwertet. Der Staat erzielt dadurch eine jährliche Einnahme von 4 Millionen, wovon jedoch die Regiekosten abgezogen sind.

Die Salinen von Targul Oena, Oenele Mari und Slanic, die teilweise mit Sträflingen betrieben werden, ergeben einen jährlichen Ertrag von 10 Millionen. Das Salz wird hauptsächlich nach Ägypten exportiert. Die staatlichen Brauereien und Steinbrüche bringen einen Ertrag von 600 000 Lei. Den staatlichen Petroleumfeldern wird eine große Zukunft zugesprochen, sie werden mit 300 Millionen Lei bewertet, ihre jährliche Produktion belief sich 1911/12 auf 2,8 Millionen Meterzentner oder 17,76 Prozent der Gesamtproduktion. Ferner gehören dem Staate die Tabakfabriken, die Sädhholzfabriken, die Spielfartenfabrik, das Arsenal und die andern militärischen Anstalten, die Staatsdruckerei, die Werft Turn Severin usw.

Das rumänische Eisenbahnnetz mit rund 3550 Kilometern Länge ist durchaus im Staatsbesitz, es ist fast überall normalspurig; nur einige unwichtige Lokalbahnen sind schmalspurig; die 21 Kilometer lange Linie Jassy-Kugheni (russische Grenze) ist breitspurig gebaut. Auch die rumänischen Strecken der Bemberg-Gzernowitzer Bahn sind seit langem verstaatlicht, gegen eine Jahreszahlung von 3,86 Millionen Frank, deren letzte im Oktober 1916 fällige Halbjahrsrate natürlich nicht an Oesterreich bezahlt wurde. Die rumänischen Staatsbahnen ergaben 1913/14 bei Gesamteinnahmen von 115 Millionen Frank einen Betriebsüberschuß von 34,43 Millionen Frank, welcher das Anlagekapital von 1060 Millionen Frank mit kaum 0,3 Prozent verzinst.

Der Staat unterhält einen Seeschiffahrtsdienst (Orient- und Ostindienlinie) mit zehn Dampfern und einen Flußschiffahrtsdienst. Ferner bestehen in Galatz und in Braila große staatliche Dock- und Speicheranlagen, die 1911 einen Betriebsüberschuß von 800 000 Lei lieferten, ebenso wie in Bukarest zwei große Lagerhäuser von den Staatseisenbahnen betrieben werden.

Der italienische Friedensantrag.

Der neue Friedensantrag der italienischen Sozialisten, der Anfang März in der Kammer zur Sprache kommen soll, und um dessentwillen die intervenistische (kriegsfreundliche) Meute wieder eine Hebe gegen die Sozialisten losläßt, lautet:

„Die Kammer konstatiert, daß die Votschaft des Präsidenten Wilson an den Senat — die seine vorausgegangene Note begründet, in welcher er die kriegführenden Staaten aufforderte, nach Feststellung der beiderseitigen hauptfächlichen Kriegsziele die Vorbedingung eines vernünftigen und für beide vorteilhaften Friedens zu besprechen — in endgültiger Weise die wesentlichen Grundlagen präzisiert, indem sie unmissverständlich erklärt, daß das gleiche Recht der Selbstbestimmung der großen und der kleinen Völker, die Unabhängigkeit aller Nationen ebenso wie die eifrige und ausgedehnte Zusammenarbeit an den Werken der Zivilisation, die gemeinsame Freiheit der Meere und die Neutralisierung des Ausgangspunktes der Streitigkeiten der Stämme außerhalb der Diskussion stehen und indem sie als Sicherheit gegen zukünftige Angriffe die Beschränkung der Rüstungen auf die einfachen Bedürfnisse einer innern und internationalen Polizei vorschlägt, ebenso die Organisation einer höhern Gewalt, die mit Billigkeit die internationalen Streitigkeiten entscheidet, und ferner einen Staatenbund, der deren Urteilsprüche durchsetzt.“

Sie anerkennt, daß solche Grundzüge von keinem, auf die Fundamente einer gesunden modernen Demokratie gegründeten Staate mißachtet werden können und daß ihre Anwendung zugleich mit der Beendigung des gegenwärtigen Krieges die Behebung der Ursachen künftiger Kriege bedeuten würde, die Wiedereinsetzung der Herrschaft der Menschlichkeit und Vernunft in den internationalen Beziehungen, die Sicherung der Wohlfahrt aller Nationen und die Rettung Europas.

Sie betrachtet die machtvolle und edle Initiative des Vertreters der großen amerikanischen Republik — die gegenüber der räuberischen Vergewaltigung die in verschiedenen Imperialismen sich erhebt und gegenüber der greisenhaften Heberleibheit feudaler und militärischer Heberleibsel, die zurzeit das Leben der alten Reiche verdunkeln, die Interessen und die eignen Gedanken einer Bürgererschaft darstellt, die den Gipfelpunkt ihrer Klassenentwicklung erreicht hat — als entsprechend der dringenden Mahnung, die, täglich offensichtlich, auch von der Unmöglichkeit gepredigt wird, mit Waffengewalt die Zwistigkeiten beizulegen, die zum Kriege führten.

Im Vertrauen endlich, daß keiner der verbündeten Staaten der Entente die fürchterliche Verantwortung wird auf sich laden wollen, den Erfolg des amerikanischen Vorschlags zu verhindern, der von der vereinten Hoffnung und der Stimme der Völker begrüßt wird, die in der Weiterführung des Krieges die Verleugnung und Zerstörung der eignen Wohlfahrt und der eignen Zivilisation ersehen.

erkennt sie im Schritte des Präsidenten der Vereinigten Staaten einen Akt weiser Interpretation der ersten Geheße des historischen Determinismus in bezug auf die dringenden Forderungen der Stunde wie auch in bezug auf die notwendigen Grundlagen einer ruhigen Entwicklung des sozialen Zusammenlebens innerhalb der gegenwärtigen historischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Welt.

Sie fordert daher die nationale Regierung auf, ihrerseits die Vorschläge anzunehmen und energisch bei den verbündeten Regierungen vorzugehen, damit — soweit es an ihnen liegt — die Vorschläge binnen kurzem in das Gebiet der unerschütterlichen Tatsachen übergeführt werden können.“

Unterschieden ist der Antrag von Mazzoni, Meloni, Modigliani, Ruffati, Prampolini, Treves und Turati.

Notizen.

Der Erfolg der Zivildienstpflicht. Von parlamentarischer Seite wird der „National-Zeitung“ mitgeteilt, daß die Zahl der freiwilligen Meldungen zur Zivildienstpflicht dezent groß ist, daß vorläufig von Zwangsmaßnahmen völlig abgesehen werden kann. Allerdings sind viele Angebote an die Gewährung besonderer Wünsche geknüpft, die nicht immer ohne weiteres erfüllt werden können. Wir können dem hinzufügen, daß diese Nachricht im gewissen Sinne jüngst von ganz authentischer Seite bestätigt wurde, allerdings mit dem Zusatz, daß man mit den Köpfen allein die Aufgaben nicht bewältigen könne, es seien auch Hände dazu nötig. Man konnte daraus schließen, daß sich ein großer Teil der Zivildienstpflichtigen bemüht, in leitender Stellung zu kommen. Damit aber ist für die eigentlichen Zwecke des Gesetzes noch nichts erreicht.

Freies Geleit für Bernstorff. Amtlich wird bekanntgegeben, daß Großbritannien und Frankreich dem deutschen Gesandten in Amerika, Grafen Bernstorff, und seinem Personal freies Geleit gewährten. Nach einer in Berlin eingetroffenen Nachricht wird sich Graf Bernstorff mit dem diplomatischen und konsularischen Personal am 13. Februar in Neuport auf dem Dampfer „Friedrich 8.“ der Skandinavischen Linie einschiffen. Der amerikanische Botschafter Gerard wird mit dem Personal der Votschaft Berlin in diesen Tagen verlassen.

Das französische Kriegsbrod. Eine französische Verordnung schreibt vor, daß ab 25. Februar das Brot aus ganz vermalenem Weizen hergestellt werden muß und nicht unter 1000 Gramm Gewicht haben darf. Länge oder Umfang dürfen 80 Zentimeter nicht überschreiten. Die Verordnung unterjagt den Verkauf von frischem Brode. Das Brot darf erst 12 Stunden nach dem Backen verzehrt werden.

Vereinfachung der Rechtspflege. Wie die „National-Zeitung“ hört, ist im Reichsjustizamt eine Gesetzesvorlage in Vorbereitung, die eine Vereinfachung der Rechtspflege herbeiführen will. Die wichtigsten Punkte der neuen Vorlage sehen eine Vermehrung der Zuständigkeit der Unterrichtsstellen vor, ferner soll das Legalitätsprinzip eine Einschränkung erfahren, d. h. die Bestimmungen über den Verfolgungszwang für die Staatsanwaltschaften sollen geändert werden, schließlich ist eine Verringerung der Richterzahl in den Kollegialgerichten vorgesehen. Man hofft durch das neue Gesetz, daß die Zahl der Privatklagen erheblich verringert werde.

Neutrale Friedensbestrebungen. Den „Basler Nachrichten“ zufolge meldet das „Ostbayerische Volksblatt“: Die Neutralen erwägen die Möglichkeit, durch Einstellung der Schiffahrt das Ende des Weltkonflikts herbeizuführen.

Zum Berliner Schuhmacherstreik erklärt die „Güterachtkommission“ folgendes: Die von uns aufgestellten Richtigkeiten sind im Plenum der Güterachtkommission in Anwesenheit von Vertretern des Reichsanwalts des Innern, des Reichsstaatsanwalts, des Kriegsministeriums, der Fabrikanten, Händler, Handwerker von sachverständigen Verbrauchervereinen und von zwei Innungsmeistern nach eingehender Beratung festgesetzt worden. Da diese Richtigkeiten für das ganze Deutsche Reich festgesetzt worden sind, so dürften Ausnahmen, wie sie die Berliner Schuhmacher-Zwangsgewinnung wünscht, nicht praktikabel sein.

Neue englische Kriegskredite. Die „Times“ meldet, daß Lord Law als Kanzler des Schatzamts am nächsten Montag im Unterhaus eine Abweisung über die Gewährung eines Kredits von 550 Millionen Pfund Sterling beantragen wird. 200 Millionen Pfund Sterling sind nötig, um den Krieg bis zum 30. März fortzuführen. Mit dieser neuen Kreditforderung werden die gesamten Kriegsausgaben Englands auf 4082 Millionen Pfund Sterling (rund 80 Milliarden Mark) gebracht.

Kein Allgemeines Wahlrecht in Ungarn. Im ungarischen Abgeordnetenhause wurde ein Antrag des Oppositionellen Stephan Rakoschly auf Einführung des allgemeinen Wahlrechts nach längerer Debatte mit 122 gegen 75 Stimmen abgelehnt. Ministerpräsident Graf Tisza bekämpfte den Antrag und sagte: „Man darf nicht in den irdigen Klammern verfallen, daß das Interesse der Nation unter allen Umständen das allerdemokratischste Wahlrecht fordert. Wenn es eine Frage gibt, die in Kriegszeiten und in der jetzigen erregten Atmosphäre nicht gelöst werden kann, so ist es die Wahlrechtsfrage. Ein übereilter Schritt könnte großen Schaden anrichten.“

Angriffe im Westen.

W. Z. B. Großes Hauptquartier, 10. Februar 1917. (Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei der Armee des Generalfeldmarschalls Herzog Albrecht von Württemberg, an der Opan-Wytschete-Front, bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht im Artois sowie zwischen Yperre und Somme mehrfach gesteigerte Tätigkeit der artilleristischen Kräfte. Unser Feuerdruck stieß an vielen Stellen englische Erfindungsgruppen, südlich von Sailly stärkere Abteilungen gegen unsere Stellungen vor. Sie wurden überall abgewiesen.

Heeresgruppe Kronprinz.

Auf dem Westufer der Maas setzte von Mittag an heftiges französisches Feuer ein. Durch unser Wirkungsschießen ist ein sich vorbereitender Angriff gegen Höhe 304 unterbrochen worden.

Auf dem östlichen Flußufer, am Esfefferrücken, scheiterte der Vorstoß einer feindlichen Kompanie. Bei Baug (nördlich von St. Mihiel) drang einer unserer Stoßtrupps in die französischen Linien und vernichtete Unterstände mit ihrer Besatzung.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Nordwestlich von Stanislaun brachte ein plangemäß durchgeführtes Unternehmen 17 Gefangene und 3 Maschinengewehre ein.

Bei der Front des Generalobersten Erzherzog Joseph und bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Radenau ist die Lage bei anhaltendem Frostwetter unverändert.

Mazedonische Front:

Zwischen Bardae und Dojran-See zeitweilig lebhaftes Geschütz- und Minenwerferfeuer.

Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Depeschen.

Fliegerangriffe.

W. Z. B. Berlin, 10. Februar. (Amtlich.) Deutsche Marineflugzeuge griffen in der Nacht vom 8. zum 9. Februar die Flugplätze St.-Pol bei Dänischen und Gøze erfolgreich mit 66 Bomben an. Mehrere Treffer auf den Flugplätzen wurden beobachtet. Sämtliche Flugzeuge sind unbeschädigt zurückgekehrt.

Der Seekrieg.

W. Z. B. London, 10. Februar. An Bord eines hier eingetroffenen Dampfers befinden sich der zweite Offizier und ein Matrose der norwegischen Bark „Storskog“ (2191 Tonnen), die von einem deutschen U-Boot versenkt wurde. — Nach einer Madrider Depesche landeten in Gijon 13 Mann des norwegischen Schiffes „Selbassen“ (2616 Tonnen), das auf der Höhe von Finisterre versenkt wurde. Es kam von Buenos Aires mit einer Getreideladung für Orléans. Ein Mann der Besatzung ist erstickt, ein anderer ertrunken. Ein Boot mit dem Kapitän und 14 Mann wird vermisst.

W. Z. B. London, 9. Februar. (Amtlich.) Ein Torpedobootzwecker älterer Bauart, der zum Aufklärungsdienst benutzt wurde, ist in letzter Nacht auf eine Mine geraten und gesunken. Alle Offiziere und Mannschaften der Besatzung wurden gerettet.

Was der Krieg bringt.

Panje, Cleba!

Es ist kaum 6 1/2 Uhr früh und schon rüttelt es an unserm vor Altersschwäche schlecht funktionierenden Türschloß. Zwei Kinder im Alter von 4 und 6 Jahren, in Lumpen gehüllt und barfüßig, schieben sich scheu durch die Tür. Witternd und zögernd die Hand ausstreckend: „Cleba, Panje.“

„Niema Cleba!“ (Kein Brot da) lautet darauf die Antwort eines in nächster Nähe stehenden Kameraden, den das täglich 30- bis 50mal sich wiederholende „Cleba, Pan“ bereits abgestumpft hat. Ich drehe mich um und sehe, wie sich das sechsjährige Mädchen zum Gehen wendet, während der vierjährige Knabe wie angewurzelt dasteht und mit gierigen und fieberhaften Augen nach dem auf dem Tische stehenden Kaffee und Brote schaut.

Mit einem Male springt der Kleine wild aufschreiend unter den Tisch und ergreift ein Stückchen Brot, welches beim letzten Abendessen vom Tische gefallen war, um es gierig zu verzehren. Erschüttert über diesen Anblick nehme ich den Kleinen bei der Hand und frage nach seinem Begehre.

„Wolli, Pan! Wolli, Pan!“ ruft der eifrig Kauende und zeigt mit der Hand auf die Magenregion (daß er Schmerzen vor Hunger habe), wodurch er mir das „Wolli, Pan“ überseht.

Wir holen die Schwester zurück und stärken beide mit Kaffee und Brot, welchem sie mit unbeschreiblicher Eier zusprechen. Daß als ich ihnen ein weiteres Stück Brot reiche, schiebt der Kleine Kerl dies hastig in die Tasche seiner zerrissenen Jacke und trinkt, umherwandert die Hand auf die Tasche haltend, in welcher das Brot steckt, den Kaffeetopf leer.

„Was,“ frage ich, ihm das Brot aus der Tasche ziehend, „bist Du schon satt?“ Darauf wirft sich der Kleine nieder und ruft mit flehender Gebärde: „Malinke Bräd, malinke Bräd, Cleba!“ Durch einen Dolmetscher stellten wir fest, daß er für einen kleineren Bruder von zwei Jahren, welcher den einjüngigen Weg aus dem benachbarten Dorfe her nicht machen konnte, das Stück Brot eingesteckt habe.

Wie angeregelt steht alles bei der Offenbarung so hochherziger Bruderliebe da und mancher kämpft gegen die andrängenden Tränen.

Aber nicht lange, dann greift alles zu seinem Brot und füllt die armen Kleinen und füllt deren Taschen für den „malinke Bräd“ (kleinen Bruder).

Die schwermütig bittenden Worte „Panje, Cleba“ der nachfolgenden Frauen und Kinder sind mir trotz aller Gemühsnung heute Dolchschäge in die Seele und ich gehe, nachdem mein Brotvorrat erschöpft ist, auf die Straße. Denn die Not und der Bettel der Zivilbevölkerung ist, nachdem das Militär von hier anderweitig hin verlegt wurde und dadurch die gebende Hand verstiegt, unerträglich geworden, obwohl seitens der Militärbehörde alles Denkfliche getan wird. Aber ach, es ist ja im eigenen Lande Knapp!

Als ich so dahinschlendere, dumpfe Worte brütend gegen die Schuldigen dieses schier endlosen Krieges, welche kalten Her-

zens auf den Hunger unserer Frauen und Kinder bauend, ihr komponiertes Kriegsglück reparieren möchten, höre ich auf einmal eine hastige, aber freudige Kinderstimme hinter mir rufen: „Panje! Panje!“

Ich drehe mich um. Es ist der hungrige Junge von vorhin. In der Hand einen kleinen blanken Gegenstand schwingend, kommt er auf mich zu und ruft: „Panje, nimm! Panje, nimm!“

Er hatte einen Bleistift mit Blechumhüllung gefunden und ich mußte ihn als Geschenk annehmen.

Es wurde mir schwer, ins Quartier zu gehen, denn „Panje, Cleba! Panje, Cleba!“ rufen dort unablässig die unschuldigen Opfer dieses gewaltigen Krieges hinein. . . .

Urlauber auf Wanderschaft.

„Hunderte und aber Hunderte von Urlaubern“, schreibt die Pariser Zeitung „L'oeuvre“ unter der Ueberschrift „Unglaublich!“ „suchen bei uns in Frankreich vergeblich ihren Truppen- teil, ohne zu ihm gelangen zu können. Die Verfahnen dieser Schützengrabenkrieger auf Wanderschaft nehmen zurzeit einen Umfang an, daß wahrhaftig nicht darüber zu sprechen ist.“

Ein Trainisoldat benachrichtigt uns, daß er seit 37 Tagen ständig unterwegs ist, um zu seinem Armeekorps zu stoßen, von dem er noch immer nicht hört, wo es hin- geraten sein könnte, und geistern sucht uns ein Artillerist auf, dessen Urlaub am 5. Januar abließ und der keine Hoffnung sieht, zu seiner Batterie zu gelangen. Er kam von der Somme, als er in Urlaub ging, hörte dann aber bei seiner Abreise an die Front, daß seine Batterie unterdessen den Standort gewechselt habe und vermutlich in Verte-sous-Fouarre sei. Als er sich des- halb auf den Ostbahnhof begab, schickte ihn der Militärkommissar nach Gray. In Gray rief man ihn, nach Troyes zu gehen, in Troyes hieß man ihn, sein Glück in Bourget versuchen, von Bourget schickte man ihn nach Saint-Just-en-Chaussée, von St.-Just nach Noisy, von Noisy wieder zurück nach Bourget, wo er während fünf Tagen zwischen diesen beiden Orten hin und her pendelte, dann ging es wieder von Bourget nach Troyes, von Troyes nach Saint-Just-en-Chaussée, wo man ihn einige Tage wachen ließ, und weiter von Saint-Just-en-Chaussée nach Noisy, von Noisy nach Bourget und so immer im Kreise herum.

Es wäre gar nicht zu glauben, wenn wir nicht selbst mit eignen Augen die vielfarbigen Stempel der verschiedenen Stappen im Urlaubereise dieses Odysseus gesehen hätten.

Das schönste an der Geschichte aber ist, daß, während der Artillerist seine Batterie sucht, die Batterie ihren Ar- tilleristen suchen läßt. Die Sendarmen laufen seiner Frau in Paris die Tür ein, verziehen sich aber immer, ohne eine Angabe zu hinterlassen, wo die Batterie zu finden ist. Ueberaus

traurig ist es, daß es sich hier nicht um einen Einzelfall handelt, sondern die wandernden Poilus im Gegenteil sehr zahlreich sind. —

Kriegsplitter.

In einem österreichischen Parteiblatt finden wir folgende auch bei uns lesenswerte Besprüche:

Eine Sensationsmeldung: Die Wiener Blätter brachten am 23. v. M. lange Artikel über die „Verkehrsnot“ und die „Kohlennot“ in den — Entente-Ländern. Wo- bei die Wiener ganz verblüfft waren, als sie diese Neuigkeit, und wie es in der Welt zugeht, lasen.

Noch eine Sensation: Ein Wiener Blatt läßt sich über Budapest telegraphieren, daß „A Vilag“ meldet, daß „Corriere della Sera“ befürchten, daß nach einem Bericht des „Temps“ zu schließen sei, die Russen seien des Krieges überdrüssig geworden.

Um Gammelsgottezuwillen!

Innerer Verfall: „Mit Unruhe und Angst sehen wir dem Regierungstreiben zu. Der ewige Wechsel in Ernennungen, Erlassen und Regierungserklärungen charakterisiert unsern heutigen Regierungskurs. Kein höherer Beamter weiß, ob er nicht morgen Verkehrsminister, Oberprokurator des Schmals, Minister des Auswärtigen oder ob er pensioniert wird. Alles dreht sich im Kreis, und nirgends findet man einen festen Punkt. Die immer schwächer werdende Regierung be- kämpft mit allen erdenklichen Mitteln jede gemeinnützige Be- strebung. Es ist uns bis zur Unenträglichkeit klar geworden, daß die Regierung allein dem innern Verfall nicht steuern kann.“

Das wird, so erfahren wir aus Wiener Blättern, in einem russischen Blatt über Rußland gemeldet.

Schön schaut's in Frankreich aus. Nach einem Bericht der Wiener Blätter schreibt „Echo de Paris“, die Pariser hätten sozusagen kein Heizmaterial, keine Kohlen, kein Gas und keinen Zucker mehr. Gerbe schreibt unter der Ueberschrift „Fastenpredigt“, die Pariser Hausfrauen ständen stundenlang vor den Geschäften, um sich die notwendigen Lebensmittel und Kohlen zu verschaffen. Darüber herrsche lebhafteste Erbitterung.

Marambosch, schaut's in Paris schlecht aus!

Wie lange dauert der Krieg noch? Der fran- zösische Munitionsminister hat unlängst erklärt, für Frankreich werde der Krieg beendet sein, wenn die Gerechtigkeit gesiegt hat.

Endlich weiß man einmal, wie lange der Krieg noch dauern wird! —

Eine Handvoll Erde.

Roman von Klara Wiebig.

(14. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten

Doktor Girsborn war vom Bahnhof nicht nach Hause gegangen. Hinter den Kiefern glänzte ein großes Licht, das lockte ihn wie eine Verheißung. Was lief er auch hier zurüd? Sein Häuschen, ja, aber das stand ja auch noch, wenn er in ein paar Stunden wiederkam. Und Fräulein Zimmer konnte ihn auch nicht locken, schon heimzukehren. Sie sorgte gut für ihn, sie war nur manchmal zu freundlich; und heute fürchtete er sie. Er wußte es, sie würde ihn in ein Gespräch verwickeln, viele Worte machen: wie reizend die Frau Regierungsrat ausgesehen hatte, wie aller- liebste die Kinder — aber hatte Herr Doktor denn nun auch die rechte Freude gehabt von dem Besuch?!

Der einsam Wandernde sah finster vor sich hin: er würde sich diese Frage verbitten. Aber gleich darauf schämte er sich: wie konnte er der Zimmer das übelnehmen, ihr Gedankenkreis war ja so eng, und alles drehte sich um ein bißchen Klatsch. Und um ihn. „Wie haben Herr Doktor geschlafen? Haben Sie auch wirklich gut geschlafen? Sie sehen aber gar nicht so aus, Herr Doktor — also wirklich gut?“ O Gott, wie anders hatte Marianne gefragt! Ganz ein- fach: „Hast Du gut geschlafen?“ Eine ungeheure Sehnsucht erhob sich plötzlich in dem einsamen Mann. Ihm war, als müßte er die Arme ausstrecken: komm wieder!

Er merkte es nicht, daß er die Straße verlassen hatte, planlos ging er immer zwischen den Kiefern schräg durch. Das goldene Licht, das ihn gelockt hatte, schlängelte sich vor ihm her durch die rotgewordenen Stämme. Wacholder- büsche, die zuerst nur klein waren, je weiter er aber hinein- kam, höher und höher wurden, mannshoch, und Farn- wedel, die noch kein Fuß geknickt hatte, versperrten den Durchgang. Brombeerranken zerrten den Wandernden am Rock, und ein hängender Ast stieß ihm den Hut vom Kopf. Er behielt den nun in der Hand. Seine Stirn war heiß, Gedanken flatterten dahinter auf wie gezeichnete Vögel. Wie hatte er nur glauben können, daß ihn hier draußen das Denken an sein gewohntes Glück, das Sehnen nach der Verlorenen verlassen würde? Ihn wenigstens nicht

so schmerzen wie drinnen in der Stadt. Seine Seele so zerzerren. Er hatte einmal zur Zimmer gesagt, als die sich wunderte, daß er so weit vom Kirchhof fortzog: „Die Sehnsucht ist überall, aber die Natur tröstet uns“ — ja, die Sehnsucht war da, aber die Tröstung nicht!

Der Einsame hob den gramvollen Blick, wie suchend sah er umher: so allein, so allein! Da hatte er Kinder: eine Tochter, die zweimal die Woche an ihn schrieb, einen wohlgerateten Sohn — es war kaum eine Stunde her, daß dieser bei ihm gewesen war — und doch so allein. Er sah sich fröhlich um. Und er fühlte sich auf einmal ganz alt. Solange Marianne lebte, hatte er das nie gefühlt. Da war er aber auch noch kein Baum gewesen, der einer Stütze be- durfte, da hatte er gestützt. Oder hatten sie sich gegenseitig gestützt? Satten sie sich umschlungen gehalten wie da, am Rande des Waldes, der dürr werdende Kieferntrunk und die absterbende Birke? Er ging darauf zu.

Wie ihn das weich machte, dieses Bild der beiden, dem Tode Verfallenen. Es ergriff ihn, und doch beruhigte es ihn. Nichts war um diese beiden, kein liebedoll sich ranken- des Grün, nur dürre Heide. Und die Birke würde zuerst sterben, halb entwurzelt schon hing sie mit wenigen Wur- zeln noch im lockern Sande. Sie war schon tot. Hier wie dort das gleiche: in dem Leben der beiden, wie in dem sei- nen. Und dieses selbe Schicksal, war das nicht ein Trost?

Wie zu Gefährten trat er zu den Bäumen heran. Er legte seine Hand an die von Nüssen durchmarkte, rüßige Borke des Kiefernstrunks. Noch quoll daraus eine Spur von Saft, aber nicht lange mehr, dann hörte der Lebens- fluss auf zu sickern, die Käfer hatten das Mark ausgehöhlt, dann war der Tod da auch für ihn. Und das war der größte Trost.

Mit einem erhellten Gesicht schritt Girsborn weiter. Er fühlte es nicht, daß er schon lange gegangen war; der Wald hatte ein Ende genommen und der grüne Boden, aber er ging immer voran, auf armseliger Heide. Auf erhöhtem Bahnhofsrande sauste ein Zug vorüber, wie ein rascher Gruß der Welt, die sich nicht Zeit nimmt, hier anzuhalten. Durch eine Art von Tunnel, einen kleinen vermauereten Einschnitt im Dämme, kam der Wandernde jetzt hinüber auf die andre Seite des Bahnhofs, hier war die Heide noch arm-

jeliger. Nichts als Strandhafer, und am Boden hin- triehend Hunderte und Tausende von winzigen violetten und gelben Stiefmütterchen. Keine Bäume, nur ein bißchen Gestrüpp, ein mit breiten Schwertblättern und Frochlöffel halb zugewachsener Lämpel und, von einem schiefstehenden Zaun eingegrenzt, ein Stück umgegrabenes Land.

Eine Laube schien hier im Bau, halb fertig stand sie da, Bretter lagen noch umher; ein Bänkchen war gezim- mert, Handwerkszeug verstreut. Aber kein Mensch war zu sehen. Nur dort, von der Chaussée her, die in einiger Ent- fernung zu sehen war, näherten sich jetzt drei Männer. Zwei ältere und ein junger. Als sie an ihm vorbeigingen, grüßten sie ihn.

Umständlich fingen sie an, ihre Zoppen auszusziehen und in Hemdsärmeln herumzugehen; sie taten aber nichts, hoben bloß einen Kanister auf und legten ihn wieder hin, rappelten mit Nägeln in einer Zigarettenkiste, rüdten hier an einem Brette, jetzt da, und standen zuletzt alle drei mit untergeschlagenen Armen.

Girsborn war auch zusehend: die schienen nicht allzu fleißig. Wenn sie sich nicht beeilten, bekamen sie ihre Laube heute nicht mehr unter Dach. —

„Na, mach man, Wage, mach man!“ sagte Artur Reische und setzte sich auf das Bänkchen. „Hier, Nachbar!“ Er streckte dem andern eine Zigarette hin. „Rauchen Sie man, das vertreibt die Mücken. Mein Junge schafft das schon alleine, was Wage? Los!“

Der junge Mensch warf einen unwilligen Blick nach den beiden, die auf dem Bänkchen nebeneinander saßen, sich mit dem Rücken an die Bretterwand lehnten und die Beine weit vor sich streckten. Mißmutig entschloß er sich, langsam mit der Arbeit zu beginnen. Plötzlich schrie er: „Mutter kommt!“ und trieb mit kräftigen Hammerschlägen, die die Stille förmlich erschütterten, einen Nagel nach dem andern in die Pfosten der Laube.

Auf der Höhe der Chaussée war eine Frauengestalt auf- getaucht, umgibt von der untergehenden Sonne erschien sie unnatürlich groß — oder trug sie etwas auf dem Rücken? Ueber ihrem Kopfe ragte es steif und schwarz in die Höhe. Hinter ihr kam noch eine, die schleppte sich auch ab.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Parteibewegung.

Zur Parteifrisse.

Die Bezirkskommission für die obere Rheinprovinz veröffentlicht einen Aufruf, worin es heißt, daß durch die Sonderkonferenz der Opposition vom 7. Januar der Bruch der drei...

Die Mitglieder der Organisation werden darum aufgefordert, treu zur Partei zu stehen und alle Zersplitterungsversuche zu bekämpfen. Es handelt sich keineswegs darum, jeden...

Der Vorstand der Bezirksorganisation der sozialdemokratischen Partei Nordwest, der angehört Bremen, der 6., 17., 18. und 19. hannoversche Wahlkreis, wendet sich...

Der Bezirksvorstand tritt dem Beschluß des Parteiausschusses vom 18. Januar und dem Aufruf des Parteivorstandes vom 20. Januar rückhaltlos bei und weist darauf hin, daß...

Wir halten fest an den Zielen der Sozialdemokratie, wir geben uns Grundfäden nicht auf, aber wir stehen an der Seite des Volkes in den Tagen der Not, bis endlich der Friede kommt.

Parteikandidatur und Verhältniswahlssystem.

Aus Stuttgart wird dem „Vorwärts“ geschrieben: Die Verhältniswahl ist in Deutschland noch eine junge Einrichtung. Daher kommt es, daß mancherlei wahltechnische Fragen...

Damit ist das Gemeinderatsmandat Schwabs erledigt. Nach dem Gesetz hätte nun derjenige von den nichtgewählten Bewerberinnen, der auf dem Wahlvorschlag des Ausgeschiedenen die nächsthöhere Stimmenzahl erreichte...

Die sozialdemokratische Gemeinderatsfraktion erhob jedoch gegen dies Vorhaben Einspruch. Erstens machte sie geltend, daß die Einführung eines neuen Mitgliedes in der Öffentlichkeit...

Da das Gesetz diese Frage nicht behandelt, wird es Aufgabe des Gemeinderats sein, aus dem Geiste des Gesetzes heraus seine Entscheidung zu treffen. Das Gesetz kennt als Träger der Wahlvorschläge nur die „Wählervereinigungen“.

Man meldet sich wieder! Die Breslauer Parteigenossen begannen die Erörterung der gegenwärtigen Parteilage. Vor Beginn der Beratungen forderte der Vorsitzende, Genosse Schütz...

Bemerkenswerter Wahlsieg in Schweden. Das Mandat des aus dem parlamentarischen Leben ausscheidenden Universitätsrektors Professor Lyden (femt.) in der ersten Kammer des schwedischen Reichstags wurde von den Sozialdemokraten erobert.

Vom Internationalen sozialistischen Bureau in Haag. Wie wir hören, hat der Vorstand der Schweizerischen sozialistischen Partei beschloffen, keine Beiträge mehr an das Internationale sozialistische Bureau zu zahlen.

Aus der Gewerkschaftsbewegung.

Internationaler Arbeiter-Kongress in Sicht?

Aus Stockholm wird der Internationalen Korrespondenzzeitung mitgeteilt: Auf Veranlassung der gewerkschaftlichen Zentrale Schwedens hat das Internationale gewerkschaftliche Sekretariat in Berlin bei den Gewerkschaften der skandinavischen Länder angefragt, ob sie geneigt wären...

Die französischen, belgischen und deutschen Landeszentralen haben einer solchen Konferenz zugestimmt, während von englischer Seite keine Fugge über eine Teilnahme eingetroffen ist. Die schwedische Landeszentrale hat ihre Teilnahme zugesagt, vorausgesetzt, daß auch die andern nordischen Länder sich vertreten lassen.

Eine spätere Meldung aus Christiana besagt: Das Sekretariat der gewerkschaftlichen Landeszentrale der Arbeiter Norwegens hat vom Präsidenten des Internationalen Gewerkschaftsbundes, Karl Regien, eine Mitteilung erhalten, daß die Delegierten der Schweizerischen Landeszentrale, die die Weihnachtsskonferenz der französischen Gewerkschaften besuchten, das Einverständnis erzielt, wonach die französischen, spanischen, italienischen, belgischen und möglicherweise auch die englischen Landeszentralen sich bereit erklärten, Vertreter zu einer internationalen gewerkschaftlichen Konferenz die von der Schweizerischen Landeszentrale in der Schweiz veranstaltet werden sollte, zu senden.

Regien teilt in seinem Schreiben mit, daß er die Frage als außerordentlich wichtig betrachte und daß nichts versäumt werden dürfe, was geeignet sei, die gewerkschaftliche Internationale wieder zusammenzubringen und gleichzeitig für die Vorbereitung des Friedensgedankens unter den Arbeitern aller Länder zu wirken.

Provinz und Umgegend.

Die Ansiedlungen auf dem Lande.

Die Ansiedlung von Landarbeitern, für die weite Kreise schwärmen, stößt in Dörfern auf so große Schwierigkeiten, daß von der Siedlungstätigkeit während des Krieges Abstand genommen werden muß. In der Generalversammlung für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege wurde mitgeteilt, daß eine große Zahl von Kleinsiedlungsgesellschaften entstanden seien.

Wahlkreis Serichow 1 und 2.

Gertisch, 13. Februar. (In der Ehe ertrunken.) Ein Schirmweber von hier ist in der Ehe ertrunken. Er muß am Ufer ausgerichtet und unter das Eis geraten sein.

Wahlkreis Wolmirstedt-Neuhaldensleben.

Wolmirstedt, 13. Februar. (Vom Ertrinken gerettet.) Eingebrochen auf der Obere am Gleisübergang sind am Montag zwei Brüder J. aus der Götzestraße. Von der Tochter des Betriebsleiters Schulz wurde der eine Knabe mit eigener Lebensjahre gerettet, während der zweite Bruder bereits bis zur Höhe geschwommen war und von dem herbeigeeilten Betriebsleiter herausgeholt wurde.

Wahlkreis Ochersleben-Halberstadt-Wernigerode.

Halberstadt, 13. Februar. (Fleischanteil.) In der laufenden Woche dürfen 200 Gramm Fleisch mit Knochen oder 160 Gramm schieres Fleisch oder Wurst entnommen und verbraucht werden. Auf jede Marke fallen 20 Gramm Fleisch mit Knochen oder 16 Gramm schieres Fleisch oder Wurst oder ein Paar Kriegswurstchen.

(Die Verkaufsstellen für Knochen und Rindertöpfe) sind: Wirtschaftverein; Bollmann, Vahrenstraße; Bollmann, Wernigeröder Straße; Weitzke, Harmoniestraße; Krankmann, Weisenstraße; Umbanauer, Johannesbrunnen; Motzner, Fuglstraße; Konjumverein, Vahren- und Gerberstraße; Radtzig, Weisenstraße; Reichardt, Burckhardtstraße; Ronge, Kälberstraße; Schütz, Schußstraße; Speth, Marktstraße; Lyle, Rosmarinstraße; Zimmermann, Königstraße; Deuerwald, Kolthausstraße; Gernow, Gröperstraße; Krons, Woor; Korn, Fuglstraße; Genter, Gröperstraße; Müller, Taubenschneise; Buchmeier, Gröperstraße; Mpel, Mühlhagenstraße. Rindertöpfe können nur in Rücksicht auf die geringe Menge nicht in allen Stellen zum Verkauf kommen.

(Vollstbücherei.) Wegen Kohlenmangels muß der Verkehr in der Vollstbücherei eine Einschränkung erfahren. Vom 13. Februar an bis auf weiteres ist die Veschalle von 10 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags geöffnet, die Buchausgabe erfolgt von 10 Uhr vormittags bis 1 Uhr mittags und von 3 bis 5 Uhr nachmittags.

Wernigerode, 13. Februar. (Eine vernünftige Maßnahme.) Infolge unersättlicher Preissteigerungen bei den letzten staatsgeführten Brennholzauktionen durch die Holzhändler hat der Magistrat beschlossen, von nun an keine Händler bei den Auktionen zuzulassen. Wie nötig diese Maßregel ist, ergibt sich daraus, daß auf einer kürzlich in Auktion das dort verbleibende Brennholz bis auf 20 M das Meter hinaufgetrieben wurde.

(Der städtische Schlachthof) ist bis auf weiteres am Montag, Mittwoch und Sonnabend jeder Woche zum Schlachten geöffnet.

(Einschränkung des Gasverbrauches.) Die Gas-Kommission hat sich infolge des anhaltenden Kohlenmangels veranlaßt gesehen, folgende Einschränkungen im Gasverbrauch einzuführen zu lassen. Die Gasleitungen sind danach morgens von 8 Uhr bis mittags 1/2 1 Uhr und vom Eintritt der Dunkelheit bis abends 9 Uhr geöffnet.

Wahlkreis Halbe-Ochersleben.

Ochersleben, 13. Februar. (Diebstahl.) In der Nacht vom 8. zum 9. Februar wurden in dem Grundstück Weidwörter Straße 20 drei Hühner gestohlen. Als Täter konnten der Lehmann Otto J. und der Kusker Karl J., die sich beide zurzeit hier auf Urlaub befinden, in Betracht.

(Eine Fiege gekohlen.) In dem Grundstück Marienstraße 9 wurde von dem Arbeiter Christian R. des Nachts eine Fiege gekohlen und sofort abgeschlachtet. Das Fleisch wurde dem R. wieder abgenommen.

(Die Sperrung der Gasabgabe) hat sich leider wieder notwendig gemacht. Die Gasentnahme ist für die Zeit von 8-12 Uhr vorm. und 1-5 Uhr nachm. gesperrt. Falls bei weiter andauerndem Kohlenmangel die Gasabgabe vollständig und ohne vorherige Anzeige eingestellt werden muß, werden die Gasabnehmer ersucht, nachgehende Vorkehrungsmaßnahmen genau zu beachten. Bei starkem Verbrauch darf der Gasleitung kein Gas mehr entnommen werden. Alle Kocher- und Lampenflammen und Zündflammen...

find sorgfältig zu schließen. Bei Kochern ist der Hahn an der Wand zu schließen. Gasgefüllte Räume sind mit hartem Gegenzug zu läften.

(Trabes Leitungswasser) ist seit einigen Tagen beobachtet worden. Die Ursache ist durch Rohrbrüche entstanden, wobei das Wasser infolge der sehr starken Frostdehnung zutage tritt. Um die Rohrbrüche festzustellen, machen sich seit mehreren Tagen Streifenwagen von Überprüfungen von Straßenleitungen notwendig. Alle Wahrnehmungen von Geräuschen in den Grundstücksanschlüssen oder auf öffentlichen Straßen, Austritt von Wasser in Kellern oder auf der Straße, Einsinken der Straßendecke, wolle man umgehend der Polizeiwache oder dem städtischen Wasserwerk melden.

Agendorf, 13. Februar. (Übermäßige Preissteigerung bei Zwiebeln.) Das Landgericht Magdeburg hat am 29. September vorigen Jahres den Gutbesitzer Friedrich Lücke von der Anklage der übermäßigen Preissteigerung freigesprochen. Der Angeklagte bewirtschaftet in Agendorf etwa 2000 Morgen Acker. Seit Jahren baut er gute Zwiebeln, von denen er 1915 16 000 Zentner erntete. Zunächst verkaufte er den Zentner mit 7 Mark, von Mitte September an mit 10 Mark und zuletzt mit 18 Mark. Bei dem Mangel der Zufuhr aus dem Ausland waren die Preise schnell gestiegen. Das Landgericht hat angenommen, daß mit Rücksicht auf die Marktlage eine übermäßige Preissteigerung nicht vorliege, es hat es sogar für möglich erklärt, daß der Angeklagte bei den Preisen unter 10 Mark nichts (?) verdient hat. Mit Rücksicht auf die schwere Behandlung der Zwiebeln, die leicht dem Verderben ausgesetzt sind, seien auch in Friedenszeiten die Preise oft sprunghaft in die Höhe gegangen. Die Preise, die der Angeklagte sich habe zahlen lassen, hätten die Marktpreise nicht überschritten. Wenn man den Durchschnitt der verschiedenen Preise ziehe, die er sich habe zahlen lassen, so betrage der Preis für den Zentner nur 9,25 Mark, und darin könne eine übermäßige Preissteigerung nicht gefunden werden. Die Revision der Staatsanwaltschaft bekämpfte diese Ausführungen und suchte u. a. darzulegen, daß die Preise im einzelnen hätten geprüft werden müssen. Der Reichsanwalt erklärte die Revision nicht für begründet. Wenn auch das Reichsgericht ausgeprochen habe, daß es nicht auf den Durchschnitt des Gewinns bei den einzelnen Geschäften ankomme, so habe es doch andererseits für zulässig erklärt, auf die Eigenart der einzelnen Geschäfte Rücksicht zu nehmen. Das habe hier das Landgericht getan und es habe festgestellt, daß weder die Marktlage noch der Marktpreis so waren, daß dem Angeklagten der Vorwurf der übermäßigen Preissteigerung gemacht werden könne. Das Reichsgericht hielt indessen die Revision der Staatsanwaltschaft für begründet, hob das Urteil auf und verwies die Sache an das Landgericht zurück. Die Nachprüfung der Angelegenheit ist durchaus angebracht. Auch unter Berücksichtigung der Marktlage ist ein Preis von 18 Mark für den Zentner Zwiebeln ein recht hoher und kann nicht gerechtfertigt werden.

Stajfurt, 13. Februar. (Von Butter) werden diese Woche nur 35 Gramm, dazu 35 Gramm Margarine abgegeben.

Wahlkreis Stendal-Osterburg.

Seehausen, 13. Februar. (Erhöhung der Steuern.) In der Stadtverordnetenversammlung beantragte der Magistrat zur Deckung des Fehlbetrags des Haushaltsplans eine Erhöhung sämtlicher Steuern um 30 bis 40 Prozent. Die Stadtverordneten waren dagegen und stimmten einem Kommissionsantrag zu, nach dem aus den städtischen Forsten für 10 000 Mark mehr Bauholz zu fällen ist, und dann nur eine Erhöhung der Steuern um 10 Prozent Platz greift.

Wahlkreis Salzwedel-Gardelegen.

Gardelegen, 13. Februar. (Ein schwerer Unglücksfall) ereignete sich am Sonnabend gegen Abend in der Knopfabrik Butronia. Der Lehrling Schulz aus der Wismarstraße geriet beim Auflegen eines Treibriemens in die Transmissionsrinne, wurde von dieser erfaßt und mehrere Male herumgeschleudert. Dabei hat der bedauernswerte junge Mann schwere Verletzungen erlitten. Der Verunglückte wurde in das Krankenhaus nach Stendal übergeführt.

Kleine Chronik.

Die Bankgeschäfte der Frau Kupfer.

Von der Größe der „Geschäfte“ der Frau Kupfer gewinnt man erst einen richtigen Begriff, wenn man die Geldbeträge in Betracht zieht, die die Frau bei einer einzigen Bank, der Kommerz- und Diskontobank, in Umsatz brachte. Sie begann, wie das „Berliner Tageblatt“ erzählt, ihre Geschäftslieferung mit der genannten Bank Mitte März 1916. Die Einzahlungen waren anfangs nur gering, erhöhten sich aber bald darauf, daß der Umsatz Ende Juni 1916 schon etwa 242 000 Mark betrug. Von da ab gewann das Geschäft der Kupfer immer größere Ausdehnung. Der Umsatz vom 1. Juli bis Anfang Dezember stieg auf etwa 2 750 000 Mark. Frau Kupfer zeichnete 50 000 Mark der fünfsten Kriegsanleihe und liehe diese Papiere wieder beleihen, ebenso verkaufte sie gelegentlich Kriegsanleihen, die ihr von den Kunden in Zahlung gegeben wurden. Anfang Dezember brach die Kupfer ihre Beziehungen zu der Bank ab, da der Bankdirektor, durch einzelne Vorkommnisse mißtrauisch gemacht, einzelnen Geldgebern der Frau, die sich erkundigten, die Auskunft gab, daß ihm die Kupferschen Transaktionen etwas unklar vorlämen. Frau Kupfer gab auf Befragen des Bankvorstehers niemals Auskunft über ihre Geschäfte und betonte nur, daß sie den geschäftlichen Betrieb von dem Geschäftsbetrieb streng getrennt halte und für den ersten eine andere Bank benutze. Bekanntlich hatte sie auch ein Reichs Girokonto. Aus Wien wird berichtet, daß ein dortiger Großindustrieller sich an den Geschäften von Frau Kupfer mit großen Summen beteiligt hat.

Ein Postamt ausgeraubt.

Das Postamt in Schwadowitz bei Trautenau wurde vollständig ausgeraubt. Der Schaden ist groß. Von den Tätern gibt es bisher keine Spur.

Bereins-Kalender.

Arbeiter-Sänger Magdeburg. Mittwoch den 14. Februar, abends 8 Uhr, Reheungsstunde in Fortes Bierhalle, Eingang Margaretenstraße. 516

Wasserstände.

Table with columns for location, date, and water level (+ bedeutet über, - unter Null). Includes locations like Bardubitz, Brandeis, Mühl, etc.

In Lorgau eisfrei, Wittenberg eisfrei, Schwach, Kölln eisfrei, Alten Treibitz schwach, Warby fast eisfrei, Magdeburg eisfrei, Langermünde, Wittenberge, Lengen, Dömitz, Darchau, Wajenburg, Gollnow, Gollnow...

